Patriotische
Gedanken
eines Dänen,
über
stehende Heere,
politisches Gleichgewicht
und
Staatsrevolution.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Suasit amor patriæ, civesque juvandi cupido.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

1792.

Vorbericht.

Das Publikum hat die erste Ausgabe dieser Schrift mit so vieler Güte und Nachsicht aufgenommen, daß es mir zur Pflicht wurde, die gegenwärtige 2te Auflage zu verbessern so viel ich konnte, und zu vermehren so viel ich es nützlich glaubte.

Es ist mir leider nicht gelungen, sie nur dahin zu bringen, daß ich selbst bey aller schriftstellerischen Eigenliebe damit zufrieden wäre; ich fühle vielmehr sehr lebhaft, daß verschiedene meiner Landesleute alles darin gesagte besser sagen und überzeugender vortragen könnten; und ich will mich auch gerne mit dem Verdienste begnügen, eine bessere Schrift veranlaßt zu haben, wenn ich nur so glücklich bin, eine solche über die nämlichen Gegenstände erscheinen zu sehen.

Diesen Gegenständen kann man eine große Wichtigkeit nicht absprechen. Von ihnen hängt zum Theil der Flor des Landes, der Wohlstand und die Ruhe der Nation; folglich auch das Glück und der Nachruhm des Regenten ab.

 Ich

Ich habe meine Meinung darüber ohne alle Zurückhaltung, und ohne den entferntesten Vorsatz, jemand zu necken oder anzuschwärzen, so freymüthig gesagt, wie es einem Dänen geziemt, der das Glück hat, frey denken und schreiben zu können.

Meine Absichten sind untadelhaft, demohngeachtet können meine Meinungen irrig seyn; wenn aber auch nur das ausgemacht würde, wenn nur ein Mann von bessern Einsichten meine Irrthümer aufdeckte, und den Zusammenhang der Dinge richtiger entwickelte; so würde ich es doch nie bereuen dürfen, diese Blätter geschrieben zu haben.

Ich setze kein Mistrauen in unsere Regierung; es ist also auch nicht kleinmüthige und ganz vergebliche Furcht, die mich bewogen hat, die Anonymität zu beobachten. Der freye Patriot, der den Muth hat, nach Ueberzeugung öffentlich zu tadeln, hat nicht immer, ja er vielleicht nie, an Höfen und von Hofleuten die Stimmung der Seele erhalten, die erforderlich ist, um Regenten und Minister öffentlich zu loben, ohne durch Verschweigung seines Namens den erniedrigenden Verdacht der Schmeichelei von sich zu entfernen.

Unser

Unser Hof zeigt offenbar den guten Willen, das Schlechte gut, und das Gute besser zu machen; er legt so manches Vorurtheil ab, das seit Jahrhunderten seinen Thron auf den Thronen der Könige errichtet hatte; er öfnet sein Ohr der Wahrheit; er verträgt so gar Tadel, und er erwirbt sich die Achtung aller Nationen dadurch, daß er bey einer gesetzmäßig unumschränkten Gewalt, dennoch eine Preßfreiheit gestattet, die mancher usurpirende Despot gänzlich zu zerstöhren, oder doch wenigstens in harte Fesseln zu zwingen sucht.

Bey aller Religiösität des Hofes und der Minister wissen wir Dänen nichts von jener heuchlerischen Andächtelei, die sich immer durch kleine Verfolgungen äussert, wenn sie sich auch scheuet, eine förmliche Inquisition zu errichten, die eigene Laster durch den höllischen Eifer für die sogenannte Reinigkeit der Lehre zu bedecken sucht; und die sich erfrecht, den Namen des gerechten Gottes zu misbrauchen, indem sie den ungerechtesten Machtspruch sanctionirt.

Unser Hof verabscheuet das unverzeihliche Schärfen der Urtheile, und wenn auch zu große Milde würcklich schadet; wenn auch gerechte

Strenge zu den Regententugenden gehört: so muß man doch bey der unendlichen Schwierigkeit, immer die rechte Mittelstraße genau zu treffen, Gott danken, daß er die höchste Gewalt solchen Händen anvertraute, die sich willig öfnen, wenn sie Gnade ausspenden können; und die sich nur dann sträuben, wenn sie wehe thun sollen.

Die Stimme der Menschlichkeit darf ungestöhrt und ohne Widerspruch durch alle dänische Staaten erschallen. Sie traf das Herz des Königes und der Minister, wie sie sich gegen den entehrenden Menschenhandel mit Africa's schwarzen Tirannen erhob.

Sie sprach nicht umsonst zu Gunsten unserer Bauern. Die **Milde** der Regierung vermied bey diesem guten Werke, das wie alles Gute seine Schwierigkeiten und seine Hindernisse zu bekämpfen hatte, allen **Zwang**; und die **Weisheit** der Regierung vermied gleichfalls alle **Uebereilung**.

Nach Verlauf eines halben Jahrhundertes wird unser Bauer Stuffenweise zu dem Grad des Glücks gebracht seyn, den er jetzt weder empfinden noch ertragen könnte.

Haben auch die Musen ihren vornehmsten Sitz nicht in Dänemark aufgeschlagen; so haben sie doch viele Verehrer, viele Freunde und einige Lieblinge unter den Bewohnern dieses Reichs.

Der gute Normann seufzt nicht mehr unter dem Drucke des grausamsten Monopols. Die vom vortreflichen Reimarus so überzeugend, so meisterhaft vertheidigte Freiheit des Getraidehandels fängt an bey uns zu herrschen.

Manche gute Einrichtung verdanken wir in neuern Zeiten der väterlichen Vorsorge der Regierung, unter andern die Speciesbanken *); die verbesserte Wittwencasse; die unentgeldliche Vertheilung guter Obstbäume; die Veräusserung überflüssiger Lustschlösser; einige vorläufige Verbesse-

*) Vorurtheile sind gleichwohl so schwer auszurotten, daß es immer noch einigen Leuten gelingt, den Holsteinern die guten Species gegen alt grob Courant und gegen mecklenburgische Schillinge abzulocken. Mit letztern sind jetzt die Gränzorte überladen, und es ist würklich zu befürchten, daß die Ausfuhr der Species und das Einschleichen schlechter Münzsorten beträchtlich wird, wenn nicht die Regierung desfals . . . nicht eine Verordnung, aber, wenn man den Ausdruck wagen darf, einen abmahnenden Hirtenbrief ergehen läßt.

besserungen des bisher ganz vernachlässigten Forstwesens; verschiedene Schulmeisterseminarien, und vorzüglich den sinkenden Fond zur Abtragung unserer Schulden.

Bleibt dem allen ohngeachtet dem Patrioten noch vieles zu wünschen übrig; bestehen in einem solchem Staate noch manche fehlerhafte Einrichtungen; sind da noch der Misbräuche viel, und der vernachläßigten Quellen nicht wenige; so diene dieses zum treffenden Beweise, wie schwer es ist, einen Staat gut zu regieren, wie wenige Menschen, wenn sie auch als unbefangene Zuschauer richtig tadeln und das Mangelhafte einsehen können, fähig sind, das Ganze besser zu ordnen, und wie thörigt der Eroberer handelt, der seine schon zu weitläuftigen Gränzen noch zu erweitern trachtet.

Geschrieben
im Juli 1792.

Der Verfasser.

Das 65ste Heft der Schlözerschen Staats-Anzeigen liefert sub No. 7. einige Bruchstücke aus des Herrn Grafen von Hertzberg Abhandlung über Staatsrevolutionen, in welcher die großen stehenden Heere vertheidigt werden — und zugleich sub No. 8. einen Aufsatz, über die nachtheiligen Folgen der jetzigen Verfassung des Kriegesstandes überhaupt und der Infanteriecorps insbesondere.

Die Schlözerschen Staatsanzeigen werden allgemein gelesen; daher hat man Ursache dem Herrn Herausgeber zu danken, daß er zugleich mit den Meinungen eines Hertzbergs, auch die ziemlich entgegen gesetzte eines Ungenannten, bekannt machte. Jene haben große Authorität, können aber doch, bey allem entschiedenen Werth ihres warlich großen Urhebers, entweder irrig, oder doch nur für die preußische Monarchie anwendbar seyn: — es ist also nothwendig zu untersuchen, ob es nicht für einen andern Staat nützlicher wäre, wenn er sein großes stehendes Heer bis auf

ein Drittheil eingehen liesse. Ein Hertzberg wird eine solche Prüfung gewiß nicht misbilligen. Seine Verdienste sind zu entschieden und zu groß, als daß er nicht bescheidenen Widerspruch vertragen sollte, und es würde den edlen Mann gewiß schmerzen, wenn andere Staaten, oder Personen die in den Regierungen anderer Staaten großen Einfluß haben, seine Meinungen zum Grunde legten, um ihr Lieblingssystem von großen stehenden Heeren zu rechtfertigen und zu unterstützen, wenn gleich der offenbare Ruin dieser Staaten die Folge davon wäre. In diesem Fall befindet sich Dänemark, und der Däne, der es versucht diesen Satz zu beweisen, hält es um so mehr für seine Pflicht nicht zu schweigen, da er nicht das mindeste, nicht das entfernteste Privatinteresse dabey hat, und es sich bewußt ist, daß er seine Meinung nur aus Vaterlandsliebe äusert.

Was in Ansehung der großen stehenden Heere für Preußen wahr seyn kann, ist es darum nicht für Dänemark, und auch für manchen andern Staat nicht. Es bedarf keiner sonderlichen Staatskenntnisse um das beym ersten Blick zu übersehen.

Eine Macht, die durch verschiedene lange und weise Regierungen entstanden ist, die über 40

Jahre

Jahre den größten Monarchen zu besitzen das Glück hatte, die unter allen Mächten Europa's die reichste an baarem Gelde ist, deren Staatseinnahme die Ausgabe alljährlich so sehr übersteigt, wo alles in besserer Ordnung ist, als in irgend einem andern Lande, und die den mächtigsten Fürsten zum Nachbarn hat, dessen Vorfahren stets nach der Universalmonarchie, oder doch wenigstens nach beständigen Vergrößerungen getrachtet haben; eine solche Macht braucht ein großes, geübtes stehendes Heer um so nothwendiger, da die Freiheit von Deutschland zum Theil auf sie beruhet, und sie hält dieses Heer mit desto wenigerm Nachtheil, da ihre ganze innere Einrichtung danach gemacht ist.

Bey Dänemark fallen diese Gründe alle weg. Unter unsern Regenten war keiner wie Friedrich der Einzige. Wir haben kein Geld vorräthig, sondern Schulden die Menge. Der größte Theil des circulirenden Geldes bestehet in discreditirtem Papiere. Es kann bey der besten Regierung nie so mächtig werden, andere Staaten bey ihrer Freiheit zu schützen. Es liegt gewissermaßen isolirt, dem Eroberer eben so wenig gelegen, als es selbst dazu gelegen ist Eroberungen zu machen. Kurz, es ist bey einer klugen und gemäßigten Politic des lieben Friedens gewisser, als irgend ein

ein anderer Staat in Europa; und zu geschweigen, daß es zu Eroberungen zu schwach ist, daß diese auch für Dänemark nie rathsam wären, wenn auch der Zufall eine Gelegenheit dazu darböte, so liegt auch kein Stückchen Land an seiner Gränze dessen Besitz ihm vortheilhaft wäre, als etwa das einzige Eutinsche, das weder auf eine rechtmäßige Art, noch durch Gewalt der Waffen zu erhalten ist.

Wozu nützt den ein großes stehendes Heer in Dänemark? Ein Heer, das ein volles Drittel der gesammten Staatseinkünfte verzehrt *); ein Heer, daß die Kräfte der Nation, sowol in Hinsicht der Volksmenge, als des innern Reichthums übersteigt; ein Heer, das im vollen Frieden nur durch viele Kunst erhalten werden kann, und das die ganze Nation, bey der äusersten Anstrengung, weder mit allen nöthigen Feld- und Kriegsbedürfnissen mobil machen, noch eine einzige Campagne hindurch im Felde erhalten könnte? Wozu anders, als den Stolz einzelner Menschen zu nähren, und das Land auf der einen Seite auszusaugen, auf der andern aber zu jeder großen innern Verbesserung kraftlos zu machen?

Es

*) Wenn man von den dänischen Staatseinkünften die Zinsen der Staatsschulden, oder gar noch den sinkenden Fond abzieht, so kostet die Landarmee allein weit mehr als ein Drittel.

Es ist traurig, daß es Menschen giebt die keinen Sinn dafür haben, daß sie sich weit mehrern wahren, bleibenden Ruhm durch eine einzige würklich wohlthätige Anstalt, durch einen einzigen urbar gemachten Acker erwerben würden, als durch Erschaffung oder Vermehrung einer durch Geldmangel ganz unbrauchbaren, und durch die Politic anderer Mächte, wie durch natürliche Lage und Verhältnisse, ganz überflüßigen, großen Armee: — aber noch trauriger ist es, wenn der Regent solchen Menschen Einfluß verstattet, wenn er sich durch grundlose Raisonnements und Vorspiegelungen verblenden und verleiten läßt, den grössern Wohlstand seines Volks einem Schattenspiele, einem Vorurtheile, oder einer Lieblingsneigung aufzuopfern.

Die Gründe, womit man sich bemühet, den übergroßen Kriegsstand Dänemarks zu rechtfertigen, fallen insgesammt hinweg, wenn von der Gegenparthey bewiesen wird, daß Dänemark ein solches Heer, wie es nun auf seinen Listen hat, im Felde gar nicht erhalten kann; es verlohnt sich indessen doch der Mühe, sie einzeln anzuführen und zu prüfen.

Erster vermeintlicher Grund.

Schweden trachtet nach der Eroberung Norrwegens, und so bald Dänemark nicht im Stande ist, Schweden die Spitze zu bieten, wird auch Schweden sogleich zur Eroberung jenes Königreiches schreiten.

Es ist wol nicht zu läugnen, daß Schweden seit langer Zeit gewünscht hat, Norwegen zu bekommen, so wie es nicht zu läugnen ist, daß Schweden, nach der Eroberung von Schonen, Halland und Blekingen, nur noch Norwegen erlangen dürfte, um vielleicht der mächtigste Staat im Norden zu werden. Weit wichtiger wäre diese Acquisition für Schweden, als jede andere gegen Osten, und es liesse sich vielleicht beweisen, daß es daran, wegen der Lage und des Handels, doppelten und dreifachen Ersatz alles dessen, was es ehemals gegen Rußland verlohren hat, finden würde.

Daraus aber, daß keine Eroberung paßlicher und für Schweden wünschenswerther wäre, als die von Norwegen, folget noch lange nicht, weder daß Dänemark Gefahr läuft Norwegen durch Eroberung zu verlieren, noch daß diese vermeintliche Gefahr

Gefahr durch eine seinen Kräften nicht angemessene Armee abgewendet wird *).

Weder Rußland, noch Preussen, noch England, würden es zugeben, daß Norwegen von den Schweden erobert würde. Eine natürliche Folge dieser Eroberung würde seyn, daß das ohnehin schwache Dänemark zu einer Ohnmacht herabsänke, die es so ganz zur Nulle machte, daß es sich schwerlich noch ein halbes Jahrhundert bey seiner Selbstständigkeit erhalten könte, sondern in kurzem gleichfalls eine schwedische Provinz werden müßte.

Rußland

*) Die Gefahr wird vielmehr dadurch vergrößert. Ein geschwächtes Reich widerstehet weder so lange noch so nachdrüklich, als ein wohlhabendes, ein schuldenfreyes Reich, wo der glükliche Unterthan der vortreflichen Regierung mit enthusiastischer Dankbarkeit ergeben ist.

Was sollte auch wohl einen leibeigenen Menschen bewegen, sein ausgehungertes Reich und eine morsche Hütte, auf dürrer Haide oder auf magerem Sandboden mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen? Doch wol nicht die glänzende Aussicht durch dieses mühsame Geschäft in sechzehn Tagen und Nächten einen Thalers Bancozettel zu verdienen! Der Feind dürfte ihm ja nur einen silbernen Thaler geben, und der Sclave wäre sein.

Welcher Löwe kämpfte aber wohl je beharrlicher, wüthender, als der freye Mann für sein liebes Vaterland, sein Weib, seine freyen Kinder, seine bequeme Heimath, seine selbstgepflantzten Obstbäume und seine fette Heerde, wenn er die Kette rasseln hörte, die ihm ein kriegerischer Tyran bestimmte?

Rußland wäre dann auch für keine Seemacht mehr zu achten, England hätte dann einen Nebenbuhler, der ihm im Handel wie im Kriege fürchterlicher seyn würde, als die vereinten bourbonischen Höfe, und Preussen hätte bei einem Kriege mit Oesterreich oder mit Rußland einen zu mächtigen Nachbaren im Rücken, der auch seinen ausgebreiteten Seehandel, den keine Flotte schützt, bald ein Ende machen würde.

Schweden, Norwegen und Dänemark waren zwar unter einem Zepter vereiniget, aber in ganz andern Zeiten, unter ganz andern Umständen, und bey ganz andern Verhältnissen. Jetzt ist daran nicht zu denken, und wenn ja eine Möglichkeit vorhanden wäre, daß Norwegen zur schwedischen Provinz werden könnte, so müßte man diese Möglichkeit doch nicht in einer Eroberung, abseiten Schwedens, sondern in einer Insurrection der Norweger selbst suchen. Letztere sind von Dänemark bis zum Jahre 1784. so ganz coloniemäßig, so äußerst hart behandelt worden, daß ihr steigender Unwille vielleicht endlich über ihren unläugbaren Nationalhaß gegen Schweden die Oberhand gewonnen, und dieses tapfere, gastfreye, biedere Volk verleitet hätte, unter gewissen Bedingungen dem Könige von Schweden, freywillig zu huldigen. Unserm Kronprinzen und einigen seiner Rathgeber

gebern, vorzüglich den Grafen von Bernstorf und Rewentlow, macht es viele Ehre, daß die bis dahin gegen die Normänner und gegen die Isländer ausgeübte Härte größtentheils aufgehöret hat, daß fehlerhafte Einrichtungen abgestellt und dagegen nützliche getroffen worden sind. So lange der Geist der Mäßigung und Billigkeit im Cabinet zu Copenhagen herrschet, und so lange der dänische Hof die treuen Normänner mit schuldiger Achtung behandeln wird, so lange kann er auch ganz sicher seyn, daß sie nie daran denken werden, sich den Schweden in die Arme zu werfen; er kann vielmehr darauf bauen, daß die auf ihrem Grund und Boden nie besiegten Normänner ihr von der Natur befestigtes Vaterland, gegen jeden Eroberungslustigen schwedischen König, ohne dänische Hülfe vertheidigen werden.

Der dänische Hof muß aber, theils um diese Sicherheit zu erhalten; theils um seine Pflicht zu erfüllen, noch mehr für Norwegen thun als bisher geschehen ist; vorzüglich die nordische Armee, auf welche er allein sich verlassen kann, besser halten, mit eingebornen Officieren besetzen, diesen die Mittel verschaffen, das Kriegeshandwerk in und ausserhalb Landes zu lernen, und nicht die ersten Militairbedienungen mit Fremden besetzen, die man aus der dänischen Armee dahin schiebt, entweder

um sie zu begünstigen oder um sie zu entfernen. Dadurch wird der Muth und der Ehrgeitz der Normänner geschwächt, und es könnte an erfahrnen, ihres Handwerks kundigen Officieren in Norwegen nicht fehlen, wenn man ihnen mehr Gelegenheit gäbe, in ihrem Vaterlande die nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben, und sie dann bey fremden Heeren practisch auszubilden. Demnächst müßte der dänische Hof darauf Verzicht thun, die nordischen Truppen ausser Landes zu gebrauchen, da sie in Dänemark und Holstein eben so wenig nützen, als die dänischen und holsteinischen Truppen in Norwegen. Clima, Nahrungsmittel und Terrain sind gar zu verschieden, und daher sollte auch das Ausheben nordischer Recruten für die dänischen Regimenter ganz aufhören; denn kein Normann gehet anders als mit dem größten Widerwillen, und ohne seinen frohen Muth wie seine Gesundheit zu verlieren, auf mehrere Jahre ausser Landes.

Wollte man aber auch gegen eine Evidenz streiten, die kein sachkundiger, unpartheyischer Däne oder Normann in Zweifel ziehen wird, wollte man auch behaupten, daß die grössern Mächte der Eroberung Norwegens geruhig zusehen, daß die sanft und weise regierten Normänner sich erobern lassen würden, daß also ein grosses stehendes Heer in

Dänemark nöthig sey, um es zu verhindern, so müßte denn doch allerwenigstens dieses Heer sowol wie das Kriegswesen in Dänemark so beschaffen seyn, daß der Zweck dadurch erreicht werden könnte.

Es giebt ohnstreitig viele geschickte Officiere in der dänischen Armee; an Muth wird es keinem fehlen, und die Gemeinen sind Menschen wie die Preussen und Oesterreicher: das ist aber noch lange nicht hinlänglich, um sich auf diese Armee im Kriege verlassen zu können. Ganz gewiß würde der Däne, der Hellsteiner und Ausländer, gewohnt auf plattem Lande zu gehen, in einer gemäßigten Luft zu leben, und weiches Brod zu essen, in den rauhen felsigten Gebirgen Norwegens, bey sehr strenger Kälte und Sladbröd, nicht aushalten. Schwerlich würden Truppen, die an keine Strapazen gewöhnt sind, und die auf sehr große Geschicklichkeit in Evolutionen, Manoeuvres und Tactic, doch wohl keinen Anspruch machen, ein Land das für sie so gut wie fremd wäre, gegen geübtere Feinde vertheidigen. Dem Kenner sey es endlich überlassen, zu beurtheilen, ob die Waffen des dänischen Soldaten so beschaffen sind, wie sie es billig seyn sollten.

Doch angenommen aber nicht zugegeben, Schweden versuche es, Norwegen zu erobern, die

gut und weise regierten Normänner seyn zu schwach, um bey ihrer Nationalabneigung gegen Schweden und der Liebe zu ihrem Vaterlande, selbiges zu vertheidigen; angenommen, alle große Mächte Europens würden die Eroberung Norwegens ruhiger geschehen lassen, als unsern kurzen, gar nicht auf Eroberung abzielenden Kreuzzug im Jahre 87 angenommen, der dänische Hof könne in Ansehung Norwegens, bey den weisesten Maaßregeln nicht ruhig seyn, ohne noch ein stehendes Heer in Dänemark in Bereitschaft zu haben, — so folgt doch aus allen diesen Voraussetzungen ganz unwidersprechlich, daß der dänische Hof auch im Stande seyn müsse, dieses in Bereitschaft habende Heer mobil zu machen, es im Felde zu erhalten, es mit allen nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und es gehörig zu recrutiren *). Das kann aber der

---

*) Ein einziges großes Lustlager könnte dazu dienen, die Bellomanie in ihrer Blöße darzustellen, wenn man nämlich ganz unpartheyische und sachkundige Männer bewegen könnte, ohne alle Zurückhaltung folgende Fragen freimüthig und umständlich zu beantworten.

1mo. Was hat im Lustlager noch gefehlt, das schlechterdings erforderlich gewesen wäre, wenn das Corps gegen einen Feind hätte gebraucht werden sollen? NB. von den Stück- und Packpferden bis zu den Kugeln, Flintensteinen, Pallaschen und Bandagen. —

2do. Um

der dänische Hof nicht — mithin fällt die ganze Speculation in sich selbst zusammen, und es bleibt ihm folglich nichts übrig, als: erstlich Norwegen in Aufnahme zu bringen, damit dieses producten-

---

2do. Um wieviel wäre der Troß größer geworden, wenn sich alles zu einem würklichen Feldzug und nicht blos zu einem Lustlager angeschickt hätte?

3tio. Wieviel hätten die zu einem Feldzug nöthigen Magazine, nach denen dadurch erhöheten Kornpreisen gekostet?

4°. Wieviel würde auf ein ganzes Jahr die Löhnung der Cantonisten und Beurlaubten, und der größere Aufwand an Mundierungsstücken, die Desertion, der Verlust an Pferden und die Fleischlieferung gekostet haben?

5°. Welcher Armee zeigte sich die unsrige in der Tactik, in der Fertigkeit und Präcision ihrer Manövres überlegen — NB. bei dem ruhigen Bewustsein das kein Tropfen Blut fließen würde; denn man kann ohne zu beleidigen voraussetzen, daß die tapfersten Männer viel leichter manövriren wenn blind, als wenn scharf geschossen wird, wenn keine Canonenkugel ganze Rotten wegraft, und wenn man den Ort wo, wie den Moment, wenn manövriret werden soll, beliebig bestimmen kann.

6°. Wieviel Gutes, Nützliches, Großes, hätte mit dem was das Lustlager gekostet hat, zum Besten der Nazion gethan werden können? Wobei die Fuhren der Unterthanen, die versäumte nützlichere Arbeit vieler tausend Menschen und Pferde, die Verschleuderung vieler Nahrungsmittel und endlich die, bei solchen Gelegenheiten unausbleiblichen Bauernplackereien, mit in Anschlag gebracht werden müßten.

reiche Land, das eine weit grössere Volksmenge vertragen und ernähren kann, mehr streitbare eingebohrne Männer bekomme; zweytens, Keine von den vorhandenen Männern zu zwingen, in Dänemark zu dienen; drittens, Keinem Hofe zu misfallen, sondern sich die Freundschaft fremder Mächte zu erwerben, ohne doch sich in lästige, seinen Kräften gar nicht angemessene Allianzen einzulassen, die den schwachen dänischen Hof doch nur compromittiren, ohne ihm Ehre oder den Bundesgenossen Nutzen zu bringen, wie unser abendtheuerlicher Zug nach Schweden beweißt, den wir obgleich keine schwedische Truppen vorhanden waren, *) auf eine englische und preußische Erklärung **) des forder samsten wieder einstellten.

Daß

*) Nimmermehr wird man im Ernste die Handvoll Schweden, die sich bey Quistrumbroe an die dänische Armee ergab, für ein ordentliches feindliches Corps, noch die Gefangennehmung derselben für eine siegreiche Action ausgeben können; oder der kaltblütige Zuschauer würde ausrufen: risum teneatis amici! Die dänische Nation bildet sich auf diesen vermeintlichen Sieg nichts ein, hält ihn auch gar nicht für einen Sieg, und es ist Patriotenpflicht, das zu sagen, um möglichen Misverständnißen vorzubeugen.

**) Nur eine mündliche Erklärung, die man sich weigerte schriftlich zu geben. Es ist also immer noch räthselhaft, ob sie auch ernstlich gemeint war.

Was wollten auch die Preußen in Hollstein? Doch wohl nicht dieses deutsche Herzogthum erobern? Aber frei-

Daß der dänische Hof sein in Dänemark stehendes Heer nicht mobil machen, nicht mit Kriegesbedürfnissen versehen und noch weniger einen Feldzug durch erhalten kann, liegt aus dem Zustande der Finanzen des Reichs, und aus den Mitteln die angewandt werden müssen, um die Listen mit einer großen Anzahl Combattanten zu versehen, klar am Tage.

Nur durch eine übermäßige Anzahl Beurlaubter, die insgesammt zum Vortheil der Kriegescasse von den Regimentern entlassen werden, kann die Armee in Friedenszeiten erhalten werden, wobey wohl zu merken ist, daß der Reuter ½ Lübschilling täglich weniger bekömmt als vor 30 Jahren, da die Lebensmittel wenigstens 50 pro Cent. wohlfeiler waren als jetzt, daß die Officiere verhältnißmäßig weit schlechter bezahlt werden, und daß der Soldat nur höchst kümmerlich, folglich auch höchst unzufrieden leben kann, mithin gerne desertiren würde, so bald er nur im Kriege Gelegenheit dazu bekäme.

Es scheint überhaupt, wenn man den Militairetat in Dänemark unbefangen, weder wie ein

freilich, was wollen sie nun in Frankreich? So darf wenigstens der Laye fragen, dem die Cabinetsgeheimniße weder von politischen Propheten noch von intimen Busenfreunden der ersten Staatsminister offenbart worden.

mit der Bellomanie behafteter, noch wie ein Zelot betrachtet, daß die künstlichen Erfindungen mit den übermäßig vielen Beurlaubten und mit den Cantonisten *), nur darum ersonnen sind, um volle Listen mit vielen Nullen zu haben, und eine unglaubliche Menge Officiere zu salariren und zu pensio-

---

*) Unsere Cantonisten dienen mit dem äusersten Widerwillen; an den Gränzen wandern viele junge Leute aus, und vielen werden Höfe abgetreten, ehe sie zum Hausvater reif sind, nur um sie vom Soldatenstande zu befreyen.

Wenn die Armee weit kleiner wäre und weit besser gehalten würde, würden sich manche von diesen Leuten freiwillig anwerben lassen, und den fremden Recruten um vieles vorzuziehen seyn.

Was soll endlich ein Bauer in 3 Wochen vom Soldatenhandwerk lernen?

Den einzigen Fall eines würklichen feindlichen Angriffes ausgenommen, in welchem es eines jeden Mitbürgers Pflicht ist, das Vaterland zu vertheidigen, sollte man keinen Menschen zwingen, weder Soldat zu seyn noch zu scheinen; um so viel weniger, da der Stand, dessen Glieder dazu gezwungen werden, selbst diejenigen ernährt und bezahlt, die ihn zwingen.

Sind übrigens drei Wochen zu Bildung eines Soldaten zureichend, so könnte man füglich den feindlichen Angrif erst abwarten, denn es gehet damit in unsern Zeiten doch nie so schnell, daß man nicht 3 Monate Zeit haben sollte, um Vertheidigungsanstalten zu treffen.

Aber freilich! die bösen Nullen in den Listen!

pensioniren; so wie die immerwährenden Veränderungen und das Rafinement auf Kleinigkeiten anzuzeigen scheint, daß die ganze Armee mehr zum Zeitvertreib der Einfluß habenden Individuen, und zu Begnadigung ihrer Creaturen gehalten wird, als zur Vertheidigung des Vaterlandes.

Hiemit soll keinem Regimente, keinem Corps in Dänemark etwas zu nahe gesprochen seyn; denn was kann ein Regiment dafür, wenn es bey tagtäglichen Veränderungen in Kleinigkeiten, mit Kleinigkeiten beschäftiget, und mit einem unübersehbarem Wust von Ordres, die sich nicht selten widersprechen, irre gemacht wird? Eben so wenig wird es in der entferntesten Absicht zu beleidigen gesagt, daß das Artillerie-Corps und das Ewaldsche Jäger- und Scharfschützen-Corps wohl die besten und brauchbarsten der dänischen Armee sind, welches daher kommt, weil die Wahl der Chefs sehr glücklich war, und weil man ihnen freiere Hände ließ. Kein dänischer Officier war im Artilleriewesen dem General Huth gewachsen; seine Ueberlegenheit war vielmehr entschieden und überwiegend, und der Jägerdienst war in Dänemark noch ganz unbekannt. Darum sind diese beiden Corps auch nicht mit so vielen Befehlen und Kleinigkeiten geplagt worden.

Da aber bey der strengsten, ja in Rücksicht auf Sold und Preis der Lebensmittel, grausamen Oeconomie, diese Armee kaum in vollem Frieden erhalten werden kann; da es ihr an einer großen Menge Feldrequisite mangelt; da der dänische Hof kein Geld vorräthig hat; wie läßt es sich nur denken, daß er sie wird mobil machen, und dann, wann alle Beurlaubte besoldet werden sollen, und jeder Mann dreimal so viel kostet als jetzt, einen Feldzug wird erhalten können? Durch Krieges- und Vermögenssteuern doch wol nicht, so wenig wie durch andre Auflagen? Denn kaum ertrug die Nation die jüngst abgeforderte Krieges- und Vermögenssteuer, ob sie gleich den Aufwand des kleinen und kurzen Armements noch lange nicht deckte, der gemacht wurde, um zu zeigen, daß wir auch nicht eimal, um tractatenmäßige Hülfe zu leisten, den Degen ziehen, oder eine Kanone lösen dürfen, ohne vorher in London, Berlin und Petersburg vorzufragen.

Zweiter vermeintlicher Grund.

Zur Erhaltung der innern Ruhe ist ein stehendes Heer nothwendig, vorzüglich in souverainen Staaten, und bey den häufigen Insurrectionen dieses Jahrhunderts.

Ein stehendes ist wol in jeder Monarchie nothwendig, nur kein sehr großes. Am gewissesten verbände Dänemark beyde Zwecke, die Erhaltung der innern sowol wie der äußeren Ruhe; wenn es sehr wenige, aber sehr gute Soldaten, sehr gut hielte; so daß sie eines Theils keinen andern Dienst vorzögen, andern Theils aber, durch ihre geringe Anzahl weder die Kräfte des Staats erschöpften, noch dann, wenn sie gebraucht werden sollten, Summen kosteten, die das Reich nicht aufbringen kann.

Der König von Dänemark hat noch sehr vieles zu thun übrig, das zum Wohl der Nation gethan werden muß. Indeß muß der ganz unbefangene Beobachter gestehen, daß die dänische Regierung der Nation keinen Anlaß zu Empörungen giebt. Unsere Pressen sind frey, Religionsverfolgung und was der anhängig ist, kennen wir nur aus der Geschichte anderer Staaten, Lettres de cachet sind eben so unbekannt; die Auflagen sind freilich

groß, aber doch erträglich; der Hof schränkt sich ein, und zeigt bey mancher Gelegenheit das aufrichtigste Verlangen, das Beste der Unterthanen zu befördern; bescheidene Vorstellungen werden angenommen, und nicht selten befolgt; die Schulden werden nun vermindert; die Sitten der königlichen Familie und der Minister sind exemplarisch: man hat also keine Unruhen zu befürchten, folglich auch deswegen kein großes stehendes Heer nöthig.

Zuweilen widersetzt sich hie und da eine Dorfschaft oder eine Gemeinde; dann muß freilich ein Commando ausrücken, um die Ruhe zu erhalten; dazu aber werden, wie es sich aus Gründen und aus Erfahrung erweisen läßt, nur sehr wenige Soldaten gebraucht. So lange sich der Hof so beträgt wie jetzt, darf er für seine Souverainität nicht ängstlich besorgt seyn, und wenn einige Sardanapale hintereinander die Nation mit Preß- und Gewissenszwang despotisirten, so würde das größte stehende Heer die Souverainität nicht lange erhalten können noch wollen; denn dazu sind die Menschen jetzt wirklich schon zu klug.

Die Erfahrung lehrt, daß es unter jedem Himmelsstriche Menschen giebt, die den Gesetzen den schuldigen Gehorsam versagen, gegen welche

folg-

folglich Recht und gesetzmäßige Gewalt gebraucht werden muß; es ist aber auch ausgemacht, daß das nur der allerkleinste und unbedeutenste Theil der Nation ist. Ja man findet wol die mehresten Stöhrer der öffentlichen Ruhe, die mehresten Verächter der Gesetze, selbst unter den stehenden Heeren, deren einzige Bestimmung ist, die öffentliche Ruhe zu erhalten.

Nächstdem ist es gewissermaßen beleidigend für ein Volk, wenn es siehet, daß sein Regent ängstliche Besorgnisse äußert, und seine Sicherheit lieber in stehenden Heeren, als in der Liebe der durch seine weise Anstalten beglückten Unterthanen sucht.

Dritter vermeintlicher Grund.

Es finden viele Menschen in stehenden Heeren ihre Versorgung, die jetzt unter strenger Zucht mit wenigem erhalten werden, und die ohne diese Zuflucht, dem Staate zur Last oder gar gefährlich werden könnten.

Hier muß ich einen Grundsatz vorausschicken, den Herr Hofrath Schlözer oft in den Noten zu verschiedenen Aufsätzen seiner Staatsanzeigen geäußert hat, Wer nicht arbeiten will, muß auch nicht essen, — er sey Ritter oder Knecht, stifts= mäßigen oder Leonischen Adels *), ranghabende oder ranglose Person.

Beleuchtet man jenen vermeintlichen Grund mit der Fackel der gesunden Vernunft so erscheint er in folgender Gestalt.

"Weil es viele unfähige, faule, auch lüder= "liche Menschen giebt, die sich ihr Brod nicht ver- "dienen

*) Ihrer Verdienste wegen vor kurzem Geadelte, sind wahre edle Leute und nicht Mitglieder des hier ge= nannten Leonischen Adels. Dieser bestehet aus un= fähigen Menschen, die sich Titul, Rang und Diplom erschleichen oder erkaufen, und aus solchen, die unter beständigem Declamiren gegen den Erbadel sich unbe= fugterweise unter die Edelleute mischen.

"dienen wollen, oder dazu keine Gelegenheit haben, "so muß der Staat die fähigen, fleißigen und ge"sitteten Einwohner mit Auflagen belasten, um jene "in einem pompösen und ehrenvollen Müssiggange "zu erhalten, gleichwol aber die geehrten Nichtsthuer "so kärglich salariren, daß sie kaum das liebe Leben "fristen, damit man eines Theils eine größere "Anzahl habe, andern Theils aber die dabey an"gestellten Günstlinge desto reichlicher salariren "könne.„

Weiser handelt die Regierung, wenn sie denen die nichts zu thun haben, etwas nützliches zu thun giebt, und diejenigen, die nichts thun wollen, dazu zwingt.

Das Handwerk der Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes ist ehrenvoll, und in unsern Tagen eine Kunst, eine Wissenschaft geworden, die nicht allein Muth, sondern Uebung und Kenntnisse erfordert. Diejenigen, die dieses Handwerk mit Ernst ergreiffen, lernen und ausüben, thun etwas sehr Nützliches, und verdienen das Brod das sie essen so rechtmäßig, daß man es ihnen weit reichlicher zutheilen sollte. Dieses könnte auch füglich und zum größten Vortheil des Staats geschehen, wenn man den Landstreicher und den Taugenicht davon ausschlösse, wenn man aufhörte, das stehende Heer und die Befehlshaberstellen desselben, wie

einen

einen Ausweg für misgerathene Söhne der Adlichen und Honoratioren anzusehen. Hat ein junger Mensch auf Universitäten nichts gelernt, ist er lüderlich geworden, oder hat ein Cavalier ohne Vermögen nichts lernen wollen, je nun, so wird er Officier und lebt freylich kärglich, jedoch unter günstigen Aussichten, und geehrt von dem Schweisse des fleißigen Mitbürgers.

Der verunglückte Student gelangt, wenn er nur körperliche Bildung und etwas Frechheit hat, weit eher zu einer Officiersstelle als der fleissigste, der geschickteste Candidat zu einer Pfarre, oder einer ihn ernährenden Bedienung, — und dieses ist eine Folge der großen stehenden Heere, wo theils so viele Subjecte nothwendig sind, daß man nicht zu ekel in der Wahl seyn darf, theils aber so wenig Kenntniß und Moral von den Kriegsleuten gefordert werden kann, daß es dem schlechten Menschen, der seinen Verdiensten nach vielleicht ins Zuchthaus wandern sollte, zuweilen gelingt, ein hochgeehrter, auf den bravsten Candidaten verächtlich herabblickender Herr Lieutenant von zu werden.

Zahlreicher und wichtiger sind die Gründe, warum Dänemark kein großes stehendes Heer halten sollte.

Erstlich, kann es nicht mehr, als höchstens den dritten Theil des jetzt in Dänemark auf den

Listen

Listen stehenden Heeres, im Frieden gut und anständig erhalten, noch im Kriege mit den vielen Bedürfnissen versehen, ohne welche eine campirende Armee zur verwüstenden Landplage wird, anstatt ihrer Bestimmung nach eine Schutzwehr zu seyn. Es fehlt dazu der Staatscasse an vorräthigen Fonds, und der Nation an hinlänglichem Reichthum, um den Engländern gleich, bey jedem Kriege große Auflagen zu ertragen.

Demnach könnte man die übrigen Gründe alle in petto behalten, weil dieser entscheidend genug ist, da indeß bey jeder Untersuchung die Wahrheit gewinnt, so kann es auch seinen Nutzen haben, sie alle insgesammt vorzutragen.

Zweitens, braucht es kein großes Heer; das nordische ist zur Vertheidigung Norwegens hinreichend, wenn, wie oben gesagt worden, keine Recruten für die dänische Armee daselbst ausgehoben werden; wenn den zu Officierstellen bestimmten jungen Leuten, auf Kosten des Staats, Erziehung und Bildung gegeben würde; wenn man den jungen nordischen Officieren bey fremden Heeren ihr Handwerk practisch zu erlernen Gelegenheit verschafte; und endlich das Einschieben begünstigter oder im Wege stehender dänischer Officiere in die nordische Armee gänzlich einstellte.

Das Productenreiche Norwegen *) kann eine weit grössere Bevölkerung erhalten und vertragen, dazu bedarf es nur einer weisen Beförderung der Indüstrie, daß man der norwegischen Nation Achtung bezeuge und sie aufmuntere.

Von

*) Vielleicht sind in Norwegen, Island und Grönland, Edelgesteine, Steinkohlen und andere Mineralien, wovon wir noch nichts wißen, wenigstens ist auf diese Untersuchung noch nicht soviel verwendet worden, als auf die genauere Kenntniß von . . . . Arabien, wohin wir einen sehr fähigen, sehr biedern Mann schickten, der zwar alles geleistet hat was man billiger Weise erwarten konnte, der aber vielleicht etwas dem Vaterlande nützlicheres geleistet haben würde, wenn wir ihn in unsere eigene nordische terram incognitam geschickt hätten.

Es mag wohl diese Unbegreiflichkeit mit so mancher andern aus einer Quelle fliessen. z. B. Daß wir bey unläugbarem Holzmangel eine Fabrik von ächten Porcellan in der Hauptstadt haben, indeß wir in den Provinzen kränkelnde Fayancefabriken immer fort kränkeln lassen und insgesamt von wedgwoodschen Tellern essen, die Contrebande sind, aber überall feil gebothen werden. Auf unsere Wolle und die höchstnöthige Verbesserung der Schaafzucht wird weit weniger Rücksicht genommen als auf die Eleganz unserer ächten Porcellangeschirre, ob uns gleich das Clima sehr oft und sehr nachdrücklich daran erinnert. Vielleicht legen wir uns nächstens auf den Seidenbau, um ganz einländische Taffente und Gazen zu haben, die zu einer Passage über den großen Belt in einem Eisbote, ein allerliebstes Costume liefern könnten.

Wenn

Von der deutschen Seite hat Dänemark nichts zu befürchten, wenn es sich nur hütet, an fremden Händeln Theil zu nehmen, oder sich in Allianzen einzulassen, die es nöthigen, wider Willen und zu seinem größten Schaden Krieg zu führen. Dieses glücklich gelegene Reich, überall umgeben von der See, gränzt nur mit seinen eigenen Reichsländern an anderer Reichsstände Gebiet, und an solchen, von denen es nichts zu fürchten hat. Diese dienen ihm also vielmehr zur Schutzwehr, und es erlangt dadurch den Vortheil, daß es von der einzigen Seite, wo es Landgränzen hat, unter dem Schutze des deutschen Reichs stehet.

Auf Eroberungen sollte in unsern erleuchteten Zeiten kein Hof denken; nach den Siegeslorbeern des Eroberers sollte keinem Fürsten gelüsten; am allerwenigsten aber kann und darf ein König von Dänemark den entferntesten Gedanken von Erwerbungen durch Gewalt der Waffen Statt finden lassen, weil er dazu weder Mittel noch Gelegenheit hat.

Wenn der Hof von einländischem Fayance speiste, so thäten es die vornehmsten Unterthanen auch, und unsere Fabriken würden bald blühend seyn. Das Eßen muß doch von eigenem Geschirre beßer schmecken als von Silber, so lange discreditirte Bancozettel (die Wechsel auf Sicht sind) cursiren. Dies ist aber eine Bemerkung, die von mancher Rangperson in einem unbezahlten Gallakleide, nach einer Declamation über den Glanz und die Ehre des Hofes — für sehr trivial wird erklärt werden.

Es kann für Deutschlands Freiheit und Ruhe nützlich, ja nöthig gewesen seyn, daß der große Friederich Schlesien erobert hat. Es kann seyn, daß dadurch auf einige Zeit ein Gleichgewicht entstanden ist, dem mancher Staat seine jetzige Existenz verdankt. Dieses Beyspiel rechtfertiget aber um so viel weniger jede andere versuchte oder künftig zu versuchende Eroberung, da das Haus Brandenburg würkliche Ansprüche auf einen Theil Schlesiens hatte, da die Lage und Verhältnisse dieses Hauses gegen das Haus Oesterreich einzig in ihrer Art waren, da seit der Zeit die Politik aller Höfe auf ganz andere Grundsätze beruhet, und weil endlich nur Friederich den schweren gewagten Plan ausführen konnte, der bey aller Grösse dieses Monarchen und der Vortreflichkeit seiner Heere, dennoch mehr als einmal in Gefahr war zu scheitern.

Täuschen würde den König von Dänemark jeder Minister, der ihm den treulosen Rath geben könnte, auf irgend eine Eroberung zu denken. Die gegen Schweden verlohrnen Provinzen würden ihn in ewige Kriege mit Schweden verwickeln, wenn er auch Gelegenheit bekäme sie wieder zu erlangen. Norwegen ist ein geschlossenes, mit natürlich festen Gränzen versehenes Land. Nicht so Schonen, Halland und Blekingen, die durch den Sund von Dänemark, und durch Gebirge und Moräste von

Norwegen getrennt, gegen Schweden aber offen sind. Hamburg und Lübeck, deren Eroberungen keine europäische Macht zugeben könnte, würden unter dem Zepter jedes Monarchen aufhören blühende Handelsstädte zu seyn; denn ihr Flor beruhet auf ihre Freiheit und Unmittelbarkeit. Jetzt sind beide Städte die besten Marktplätze für die dänischen und holsteinischen Producte; jetzt sind sie gewissermaßen Schutzwehren, die, ihres eigenen Vortheils wegen, Dänemark den Frieden wünschen und wo möglich erhalten müssen.

Zu Erhaltung der innern Ruhe bedarf Dänemark noch nicht den dritten Theil seines jetzt in Dänemark und Holstein stehenden Heeres. Ja wenn dieses Drittel besser gehalten, und auf einen minder schwankenden, wenigern Abänderungen unterworfenen Fuß gesetzt würde, so wäre es auch hinreichend, um in dem möglichen, obgleich höchst unwahrscheinlichen Fall, eines unverdienten feindlichen Angriffes, Widerstand zu thun, da es bekannt ist, daß 10,000 Mann gut gehaltener, wohl disciplinirter Soldaten in kurzer Zeit ansehnlich vermehrt werden können, wenn der Staat, dem sie dienen, nur Geld und Lebensmittel in Vorrath hat. Würde ein Monarch, wie der König von Preussen, Dänemark mit Krieg überziehen, dann hülfe freylich eine solche Macht zu nichts, der nämliche Fall

aber ist jetzt auch vorhanden, und es ist entweder lächerliche Prahlerey, oder auch kindische Unüberlegtheit, wenn man in Abrede seyn will, daß Dänemark allein zu schwach ist, um sich gegen Preussen zu vertheidigen: eine Wahrheit, die bey den seichtesten statistischen Kenntnissen in die Augen leuchtet, und die ein jeder Däne, ohne zu erröthen, eingestehen kann.

Drittens, Dänemark strengt ohne Noth, zu seinem offenbaren Schaden, seine Finanzkräfte an, um eine so große Armee zu halten. Dadurch wird es in seinem löblichen Schuldentilgungsplan gehindert; dem Unterthan werden zu große Lasten aufgelegt, und der Soldat selbst leidet bey dem geringen Solde und dem hohen Preise der Lebensmittel Noth.

Würde nur ein Drittel der Armee gehalten, und liesse man zwei Drittel derselben nach und nach eingehen, so könnte dieses eine Drittel mit der Hälfte des jetzt verwandten Geldes besser gehalten werden, und die andere Hälfte könnte theils zu Tilgung der Schulden, theils zu inneren Verbesserungen, theils zu Erlassung geringfügiger, unbequemer und lästiger Auflagen verwandt werden, wie z. E. der Quartprocentsteuer, und der landesverderblichen, der abscheulichen Zahlenlotterie *).

Vier-

*) Noch bestehen in den reichsten aufgeklärtesten Staaten die Zahlenlotterien! Noch nennt man sie eine freywillige

Viertens, Dänemark muß im Auslande werben, um seine jetzige Armee zu recrutiren, und diese höchst kostbare, höchst schädliche Werbung könnte ganz eingehen, wenn es nur den dritten Theil der jetzigen Armee beybehielte. Höchst kostbar und höchst schädlich ist diese Werbung aus folgenden Gründen:

a) Es gehet vieles Geld dabey aus dem Lande, das zu der dänischen Unter=Balance im Handel vieles mit beyträgt.

b) Es werden größtentheils Vagabunde dafür eingebracht, die aus den Vestungen Rendsburg und Glückstadt um so leichter desertiren, da die Wälle dieser beiden Plätze, wegen der übertriebenen Oeconomie, so viele Soldaten zu beurlauben als möglich, nicht einmal gehörig besetzt sind. Diese Vagabunde, denen es ohnehin nur um Handgeld zu thun ist,

 laufen

---

willige Auflage, die daher auch andern vorzuziehen sey! Als Auflage betrachtet, mag das wahr seyn; aber was die Moralität der Spielenden, die gräßlichen Unglücksfälle die sie veranlaßt, und die Ungleichheit dieser Auflage betrift, darüber sollte man doch endlich einig seyn.

Es wird freylich niemand gezwungen, ins Lotto zu setzen, aber doch gereizt, angelockt, und wenn die Zwanglosigkeit eine hinreichende Entschuldigung ist, so könnte der Staat mit eben dem Fug und Recht auch Bordelle anlegen, und den verabscheuungswürdigen Gewinn, den sie abwürfen, dadurch rechfertigen, daß niemand gezwungen würde, diese Bordelle zu besuchen. O tempora o mores!

laufen mehrentheils nach Hamburg und Lübeck, um sich von den Preussen oder Oesterreichern wieder annehmen zu lassen, und wenn Krieg entstünde, dann hätte man an diesen geworbenen Ausländern nur Deserteure, Verräther oder Spione, aber keine Vertheidiger.

c) Diese Vagabunde geben Gelegenheit zu den Blut-Prämien, die man den Bauern verspricht, wenn sie einen Deserteur einbringen: Prämien, die die Moralität des Landmannes ganz zerstöhren würden, wenn er nicht noch gutmüthig genug wäre, sie zu verschmähen, und den Deserteur lieber laufen zu lassen, als das verwünschte Geld zu verdienen.

d) Diese Vagabunde geben auch zu einer, an Grausamkeit gränzenden militairischen Strenge Gelegenheit. Ein Taugenicht, der seinem Vaterlande entlaufen, oder gar aus Gefängnissen und Zuchthäusern entsprungen ist, begehet alle Verbrechen, die unter den schlecht gehaltenen, in der Fremde angeworbenen Soldaten gewöhnlich sind, verführt manches Landeskind, und macht den Officier selbst, durch das tägliche Schauspiel der Executionen, hart und fühllos gegen die Leiden seiner Nebenmenschen. Diese Vagabunde machen auch den Soldatenstand beym geringen, unaufgeklärten Mann verächtlich. Was soll dieser von

einem Haufen Menschen denken, bey welchen Diebstähle, Lüderlichkeiten und Spießruthenlaufen alltägliche Begebenheiten sind?

e) Die geworbenen Soldaten bringen selten gute, aber fast immer sehr schlechte Sitten mit, und verderben durch ihr Beyspiel manchen Eingebohrnen. Sie sind oft mit Krankheiten behaftet, die ein Halbmeister in der Heilkunde nur so obenhin curirt, und die unter veränderter Gestalt oft ganzen Generationen ein sieches Leben bereiten.

f) Sie verzehren und vertheuern die Lebensmittel *), ohne dem Lande den mindesten Nutzen

*) Vorzüglich das Getraide durch Brandtewein saufen, ein allen Vagabunden eigenes Laster, das täglich allgemeiner wird, und dem Schiespulver den Rang in Ansehung der Zahl seiner Opfer bald streitig machen wird. Mögten doch die Gesetzgeber aufmerksamer darauf seyn, und die rechten Mittel dagegen ergreiffen!

Nur durch Erziehung, nur dadurch, daß man es mit dem Religionsunterricht zugleich und als Religionssache lehrte und einschärfte, wäre es vielleicht so weit zu bringen, daß Kinder einen bleibenden Abscheu vor Brandtewein saufen bekämen. Nicht durch Verordnungen, Einfuhrsperren und Monopol. Diese Mittel sind gegen Laster unwirksam. Strafgesetze können, wenn sie mit vieler Weisheit gegeben und mit unerbittlicher Strenge vollzogen werden, jenem Hauptmittel gegen alles Sittenverderbnis nur zu Hülfe kommen, aber nie als Hauptmittel selbst angewendet werden.

zu schaffen; daher sind sie auch, sowol in dieser Rücksicht als in Ansehung ihrer Krankheiten und ihrer Lüderlichkeit, dem Lieblingssteckenpferde unserer heutigen Staatsmänner, der Bevölkerung nachtheilig — gleichwol ist in Hinsicht dieses Gegenstandes, über welchen oft so schrecklich deraisonnirt wird, doch nichts gewisser, als daß es die Pflicht des Regenten ist, nicht sowol die Bevölkerung unmittelbar zu befördern (wie durch Werbungen fremder Colonisten und Duldung der Lüderlichkeit) als alles zu entfernen, was eine zweckmäßige Vermehrung der Volksmenge hindert. Z. E. Große stehende Heere, Luxus und Bauerndruck *).

g) Das

Es scheint überhaupt daß die Regenten, den Catechismus nicht so genutzt haben wie er genutzt werden könnte — den liest jedermann — das Corpus Constitutionum aber und die ganze Bibliothek von Verordnungen, liest nur mancher Jurist.

*) Der Luxus hört nicht auf, die Kräfte eines Staats und den Wohlstand einer Nation zu untergraben, so lange man ihm nur Zölle und Edicte entgegensetzt. Das lehrt die Geschichte, von den Spartanern bis auf uns.

Das Beyspiel des Hofes thut sehr viel. Gesellschaften angesehener und geehrter Personen beiderley Geschlechts, die sich öffentlich verbänden, dem schädlichen und thörigten Luxus, (denn es giebt auch einen edlen, den Geschmack bildenden,) zu entsagen, und den Spott solcher Menschen, die nur genau so viel

werth

g) Das Handgeld der Soldaten wird mehrentheils versoffen, ehe der Recrut die Gränze des Landes betritt, das er zu vertheidigen bestimmt ist, dem er aber nur schadet; und doch könnte dieses Handgeld, zum Glücke des Soldaten, zur Sicherheit für seine Treue, und zum großen Nutzen des Staates verwandt werden, wenn man es in einer zu

---

werth sind als ihre Kleider, nipes und equipagen, auf einer Auction gelten könnten, zu verachten, würden noch mehr helfen. Noch würksamer würde es seyn, wenn man die künftige Generation durch Erziehung dem Luxus abgeneigt machte, und erledigte Bedienungen nur an solche Leute vergäbe, die sich einer gewissen Bescheidenheit im Aufwande befleißigten.

In Dänemark ist das würksamste Mittel leicht zu finden, wenn man nämlich den Luxus zwingt, sich selbst zu verzehren. Der Hof vorenthalte nur denen, die sich dem Luxus ergeben, den beliebtesten aller Luxusarticul .... Rang und Orden! Dadurch würde auch noch der Vortheil erhalten, daß dieser Articul, der, (wie es jeder Waare wiederfährt, wenn der Marktplatz damit überladen wird,) ziemlich im Preise gefallen ist, nach und nach wieder steigen könnte.

Rangsteuer hingegen macht das Uebel nur ärger; denn gerade dadurch wird der Rang ein eigentlicher Luxus-Artikel. Demnächst muß derjenige, der nur den Titel seiner würklichen Bedienung führt, die Rangsteuer ganz ungerechter Weise bezahlen; indeß ein anderer sich einen Rang erschleicht, den er durch nichts in der Welt verdient, um in der Folge eine dem Range angemessene Bedienung zu erschleichen, die er noch weit weniger verdient.

zu errichtenden Versorgungscasse für jeden Mann anlegte, um es ihm oder seiner Wittwe mit den Zinsen wieder auszukehren, wenn seine Dienstjahre verflossen wären, oder wenn er mit Tode abginge. Den Vagabunden reizt nur das baare Handgeld, das er sogleich verzehren will. — Nicht so den Eingebohrnen, der vielleicht bey einer solchen Einrichtung den Soldatenstand wie ein Erwerbmittel betrachten und lieb gewinnen würde. Fremden Recruten, deren Werbung und Transport so kostbar wird, deren Zahl so groß seyn muß, wenn das Heer zu zahlreich, und die Desertion dabey häufig ist, kann der Staat nur geringes Handgeld geben, das als ganz weggeworfen anzusehen ist. Bedürfte man nur für den dritten Theil des jetzigen Heeres Recruten; wären diese Landeskinder, die nicht desertirten, oder, wenn es ja geschähe, ihr Handgeld, ihr peculium castrense, im Stiche lassen müßten; fielen die übrigen Kosten der fremden Werbung weg: so könnte auch ein weit ansehnlicheres Handgeld gegeben werden, das denen wieder nützlich seyn würde, die es von der Versorgungsanstalt auf Sicherheit entlehnten *).

Fünftens,

*) Ein nach 20 Dienstjahren, im 40sten Jahre seines Alters beabschiedeter Soldat, könnte, vermöge seines durch die aufgelegten Zinsen zu einem Capital angewachse-

Fünftens, Dänemark kann die sämmtlichen, ehelichen und unehelichen Kinder der Soldaten nicht erziehen oder verpflegen lassen, wenn das Heer so zahlreich ist als jetzt: — daher die vielen kränklichen Soldatenkinder und Weiber. Das Bild des Elendes in den meisten Soldatenehen ist schauderhaft. Der Mann, lüderlich und fühllos, hält seine Frau

---

wachsenen Handgeldes, das ihm dann ausgekehrt würde, als Landmann oder als Handwerker sein Brodt gut verdienen. Er würde durch die militairische Zucht einer kleinen aber vortreflichen Armee, zum sparsamen, gehorsamen Bürger gebildet werden; anstatt daß unsere jetzigen Handwerksbursche immer noch den blauen Montag halten, oft Unfug treiben, und zuweilen gar aufrührisch werden. Unsere Meister werden zum Theil schon als Jünglinge Hausherrn, und bringen sich in den Jahren, da die Leidenschaften am heftigsten sind, durch Zerstreuungen so wohl als durch die sehr kostbaren, strenge verbothenen und immer noch genau beobachteten Zunftgebräuche um Gesundheit und Vermögen. Erst kostet ihnen das Meister werden selbst in kleinen Städten wohl an 100 Thaler und die Hochzeit 50; Lustbarkeiten versäumen sie nicht, und wenn das Geld zum Verlag, das ein Handwerker nicht entbehren kann, verschleudert ist, dann spielen sie im Lotto, und endigen ihr trauriges Leben als Bettler.

Und so hängt im Staate das Gute wie das Schlimme, den Gliedern einer Kette gleich, alles an einander. So hat jeder Stand Einfluß auf den andern; und so erzeugt eine Unordnung tausend andere Unordnungen, die man nicht durch Edicte, wohl aber durch Hebung der Entstehungsursachen abändern kann.

Frau nur zu seiner Aufwartung, und zur Befriedigung thierischer Empfindungen. Um ihre und seiner Kinder Pflege bekümmert er sich selten. Diese armen Geschöpfe sind dem Mitleiden anderer Menschen preis gegeben; und manche Soldatenfrau verdient ihr Brod auf eine sündliche Art, indem sie sich entweder selbst feil bietet oder kuppelt. Wie nachtheilig für die Bevölkerung! bey der es mehr auf gute und gesunde, als auf viele verdorbene Menschen ankömmt; und wie zweckmäßig könnte nicht die Bevölkerung durch Soldatenkinder vermehrt, der Sittenverderbniß aber gesteuert werden, wenn nur so viele Soldaten gehalten würden, daß man sie nach dem Preise der Lebensmittel verhältnißmäßig bezahlen, ihre Kinder aber insgesammt erziehen oder verpflegen könnte! *)

Man

---

*) Nur nicht in Waisen- oder Pflegehäusern! denn

1mo. In allen Häusern, wo man eine große Anzahl Kinder zur gemeinschaftlichen Erziehung auf Kosten des Staats oder milder Stiftungen vereinigt, werden die Kinder unausbleiblich und unwidersprechlich ehender und öfterer kränkeln, als wenn sie einzeln auf dem Lande erzogen werden.

2do. Kostet der Unterhalt und der Unterricht mehr. Der Bauer nimmt für weniges Geld ein Kind in die Kost, das ihm bald Dienste leistet, das Kind wird frühzeitig nützlich, und die Waisen- und Soldatenkinder kann der Dorfschulmeister alles, wie die Bauerkinder, lehren, was sie wissen müssen. Die Zinsen des Capitals,

Man sucht zwar die Zahl der elenden Soldatenfamilien (unter beständigem Dociren über Bevölkerung) dadurch zu vermindern, daß man den Regimentschefs anbefiehlt, nur eine bestimmte Anzahl Freizettel zu ertheilen. Dieser Befehl wird aber

tals, das aus Waisenhäusern gelöst werden könnte, wenn man sie verkaufte, verbunden mit den Unterhaltungskosten derselben und dem Solde der Aufseher, würde besser angewandt, wenn man dafür mehr Kinder erzöge.

3tio. Unsere jetzige Waisenkinder werden nie Bauern, und der Stand sollte billig mehr Zuwachs haben als er Abgang leidet, vorzüglich an Bauerknechten und Mägden. Die allgemeine Sucht, sich oder seine Kinder in einen höherern Stand zu drängen, hat auch den Landmann angesteckt, weil er nicht genug geachtet und zu sehr gedrückt wird. Er sucht demnach seinen Sohn als Bedienten bei einem Beamten anzubringen, damit er Schreiber werde, weil so viele Schreiber ein großes Glück gemacht, und dann die Bauern am ärgsten gedrückt und verachtet haben; oder seiner Tochter einen Dienst in der Stadt zu verschaffen, damit sie vielleicht eine arme Bürgerfrau werde. Manche wenden gar ihr Geld daran, ihren Sohn auf den Priester studieren zu lassen, und das ist denn ihre größte Glückseligkeit, wenn sie sagen können: mein Sohn, der Pastor! Das alles sollte man aber zu vermeiden suchen, weil die verzehrende Classe, im Verhältniß mit der produzirenden, schon zu zahlreich ist.

4to. Man könnte auch dadurch, daß man Waisen- und Soldatenkinder auf solche Art erzöge, den Bauern eine Erwerbquelle eröfnen.

aber selten befolgt, indem der Soldat selbst, oder seine bethörte Braut sich aufs Bitten legt, bis endlich der Chef nachgiebt — und diejenigen Soldaten, besonders geworbene Ausländer, die nicht heirathen dürfen oder wollen, verführen und schwächen so viele Mädgen als sie können, verbreiten Sittenverderbniß und Venusseuche, und machen endlich die wahrlich grausame Politik, öffentliche H** zu dulden nothwendig, um ehrliche Frauenspersonen auf offener Straße vor Gewaltthätigkeit zu sichern, die eine unausbleibliche Folge großer stehender Heere seyn würde, wenn die Policey wachsamer und schärfer gegen Straßen-H** und Kupplerinnen seyn dürfte und sollte.

Dänemark hat eine Menge wüste liegenden Landes und wahren Mangel an Menschen. Dieser kann aber weder durch angeworbene militairische noch durch agrarische Vagabunde, unter dem Namen von Colonisten, ersetzt werden. Hätte die Regierung nur alle Jahre einige wenige Bauergüter auf den Haiden völlig eingerichtet, und mit der nöthigen Besetzung auch Vorrath auf zwey Jahre reichlich versehen, dann aber diese Bauergüter mit 20 oder 30 jähriger Steuerfreyheit an arme, aber mit guten Zeugnissen versehene Eingebohrne aus der Gegend verschenkt, so würde die Bevölkerung und sebst der freywillige Anbau der Haiden

dadurch

dadurch merklich befördert worden seyn, indem mancher wohlhabende Landmann, aufgemuntert durch das von der Regierung gegebene Beyspiel, aus eigenen Mitteln auf den Haiden würde gebauet haben, besonders dann, wenn der König solchen Anbauern ansehnliche Prämien versprochen hätte. Die geringen Kosten einer so wohlthätigen und weisen Anstalt können die Kräfte des Staats nie übersteigen oder erschöpfen, weil die Zahl der alljährlich einzurichtenden Bauerstellen willkührlich ist. Doch wie leicht wäre es, diese Ausgabe durch eine Verminderung der überflüssigen, schädlichen und aus obigen Gründen unbrauchbaren dänischen Armee zu decken. Liesse man zwey Drittel derselben eingehen, so könnte man das bleibende ausgesuchte Drittel besser verpflegen, alljährlich einige neue Bauerhöfe anlegen, einige kleine Auflagen erlassen, das Lotto abschaffen, den sinkenden Fond vermehren und doch noch einen Ueberschuß behalten, um einen Kriegsfond zu Mobilmachung der Truppen zu sammlen, der von stehenden Heeren, sie seyn klein oder groß, vorzüglich in Ländern, wo durch Anleihen und Auflagen nicht gleich Rath geschaft werden kann, allemal unzertrennlich seyn sollte.

Schon das Bild eines übergroßen, die Kräfte des Staats in jeder Rücksicht übersteigenden stehenden Heeres, das die Bevölkerung hindert, die

Sitten verdirbt, die Finanzen erschöpft und doch nur höchst dürftig erhalten wird, ist für den wahren Patrioten niederschlagend: — muß er aber nicht allen Muth verliehren, wenn er siehet, daß dieses so überflüßige, so schädliche stehende Heer der wahre Barometer des Hofes ist. So wie dieser oder jener Günstling mehr Einfluß gewinnt, werden Veränderungen vorgenommen, die nur Geld kosten und Verwirrung anrichten. Nichts ist auf gewissem Fuß, und bey den etwa nöthigen Veränderungen wird nicht nach und nach, sondern so eilig zu Werke gegangen als es nur immer die Finanzen erlauben wollen. Um sich durch außerordentliche, schnelle und häufige Avancements Freunde zu machen, sowol als um Günstlinge über die Maaßen schnell empor zu heben, werden ordentliche Revolutionen in der Armee beliebt, die aber nicht von Bestand sind, und von denen es zum Theil vorauszusehen ist, daß sie nicht von Bestand seyn können. Jetzt hat die dänische Armee eine ganz unverhältnißmäßige Menge jubilirter Officiere und bey jedem Regimente befindet sich noch eine große Anzahl junger Officiere à la suite, die zum Theil ohne Sold dienen, wenige Aussichten haben und Schulden machen müßen.

Es mag denn immer für den Bellomanen ein angenehmer Zeitvertreib, ein unterhaltendes Schau-

spiel

spiel seyn, in den schönsten Sommertagen eine große Anzahl mundirter, blanker, zwar unzufriedner und hungriger, aber doch schweigender und auf den Wink sich gehorsam bewegender Menschen zu sehen, ihnen zu befehlen und effigiem belli zu spielen. Es mag auch unerfahrne Männer ergötzen, nach dieser Anzahl Menschen eine eingebildete, vorgespiegelte Macht zu calculiren, — der wahre Patriot findet aber daran eben so wenig Vergnügen als Beruhigung, und er siehet das Schiff den gefährlichsten Klippen nahe, ohne etwas weiteres thun zu können, als seine Meinung vorzutragen, die aber von der hellen, durchdringenden Kehle der Schmeichler ganz gewiß überstimmt wird. Diese vertheidigen die stultam & otiosam ostentationem regum, weil sie selbst mit dazu gehören, weil sie ohne diese gar nicht existiren würden.

Viele intrigante Hofschranzen und viele kärglich bezahlte, mit Schulden behaftete Officiere füllen freylich die Audienzzimmer, und gewähren dem Menschen, vor welchem sie sich wie Dratpuppen bücken und demüthigen, den jämmerlichen Genuß eines morgenländischen Luxus; es wäre aber doch besser, nur so viele Officiere zu haben, als man anständig erhalten könnte, und statt aller Nichtsthuer, wes Standes und Würden sie auch immer seyn mögten, nützliche Mitbürger zu bilden.

Bevölkerte Dörfer, Werkstädte, Häfen und Landhöfe sind den übervölkerten Audienz-, Cur-, Apartement- und Assembleezimmern gewiß vorzuziehen.

Eine nichtsthuende, bloß verzährende Rangperson kostet dem Staate das, was viele fleißige Bauerfamilien an öffentlichen Auflagen erlegen, und was diese im Schweiße ihres Angesichts der Erde abgewinnen. Zu dem Ende giebt aber kein Unterthan sein mühsam erworbenes Geld her. Er bezahlt Auflagen und muß sie bezahlen, weil er weder Richter noch Lehrer, noch Staatsmann noch Officier noch Gesetzgeber u. s. w. seyn kann. Um ruhig und unbekümmert seine von Jugend auf erlernte Handthierung treiben, andere aber für alles Uebrige sorgen lassen zu können, legt er einen großen, oft unverhältnißmäßigen Theil seines Erwerbs gutwillig in die Staatscasse; duldet dabey nicht selten manche grobe Begegnung eines Sportelmachers, oder eines misrathnen Jünglings, der den Degen vielleicht in seinem Leben nie gezogen hat noch ziehen wird, als um einen Mitbürger zu mishandeln, der zu seinem Unterhalt beyträgt, um erforderlichen Falles von ihm geschützt zu werden; duldet manche stolze Miene eines Menschen, der (seinen Rang in Ehren) keinen rothen Heller werth ist, und das alles ohne zu murren oder sich

nur

nur im mindesten zu widersetzen. Diese unentbehrliche, geduldige, gutmüthige Menschenclasse sollte man doch nicht noch obendrein ihre Arbeit versäumen, ihre Kräfte verschwenden und ihr Vieh abtreiben lassen, um . . . . . das Heer brauchbar zu machen? . . . Ach, vielleicht um den Soldaten Meilenweit herzuholen, der sie mishandeln, oder ihre Töchter schwächen wird!

In diesen Calcül lassen sich alle diejenigen freylich nicht gerne ein, die keinem Manne Rede stehen könnten, der die Gewissensfragen an sie ergehen liesse: Wozu sind sie nütze? Was thun sie? Womit verdienen sie ihre Besoldung? Es giebt überhaupt viele Leute die nicht calculieren mögen, und die es auch nicht können. Diese wissen sich denn bey dem quälenden Bewußtseyn, daß sie ihr Brodt mit Sünden essen, anders nicht zu helfen, als solche Frager für aufrührische, aufgeklärte, höchst gefährliche Kerls, die man Zeitlebens einsperren sollte; die Fragen selbst aber für trivial zu erklären. Trivial sind sie auch würklich im eigentlichen Sinn des Wortes, in dem Sinne aber, den der unbrauchbare Rangmensch damit verbindet, ist in der weiten Gotteswelt nichts so trivial, wie seine eigene werthe Person!

Die Nothwendigkeit und die Gerechtigkeit, keine ganz müßige oder ganz unfähige Rangperson

zu salariren, und nur so viele Officiere anzustellen, als man anständig erhalten kann, leuchtet in die Augen.

Ein Officier verdient, wie der Soldatenstand überhaupt, vorzüglich geehrt zu werden, weil er sich anheischig macht, den Tod fürs Vaterland zu sterben; und weil es ihm wahrlich viele Mühe und Anstrengung kostet, die Kunst zu lernen, sein Leben oder seine Gesundheit, auf eine dem Vaterlande nützliche Art, methodisch aufzuopfern. Es ist nicht bloß damit gethan, daß er kalt und kühn den mörderischen Waffen trotze, die das grausame Rafinement der Menschen erfunden hat, um Tausende ihres Geschlechts in wenigen Stunden zu würgen: er muß seinen Körper abhärten; Mühseligkeiten erdulden; schweigendgehorsamen; nach den größten Ermüdungen wachsam seyn, und die Musse des Friedens schweren körperlichen Uebungen sowohl, wie der Erlernung vieler zum Kriegeshandwerk jetzt unentbehrlichen Wissenschaften widmen. Wenigstens sollte es so seyn!

Wer ist so fühllos gegen das Große und Edle, solchen Männern den ersten Ehrenplatz streitig zu machen? Aber von bloßer Ehre und trockenem Brodte kann doch nicht der Soldat, und noch weit weniger der Officier leben, der in den auserlesensten Gesellschaften, wo der feinste attische Ton herrscht, Zutritt

Zutritt haben muß, und wo er auch allein seine Erhohlung suchen sollte. Nur da kann der angehende Martissohn in den Jahren, in welchen das Herz und der Verstand die entscheidende Richtung nehmen, die entweder auf die Bahn des Verdienstes oder der Sittenverderbniß führt, seine Bildung erhalten. Wie kann das aber ein Officier, der nach den Abzügen für Mondierung und Patent, 6 oder höchstens 7 Reichsthaler monatlich bekömmt. Hievon giebt er noch einen Thaler an seinen sogenannten Aufpasser; 3 bis 4 Thaler für einen elenden Mittagstisch, ohne Brodt und Getränk, und dann soll er sich noch Wäsche, Stiefel und eine Menge Kleinigkeiten von dem Uebrigen anschaffen; Frühstück und Abendbrodt aber entbehren. Wenn er krank wird, muß er den Arzt und die Arzeney bezahlen. Will er einen Bogen Papier haben, um sich im Schreiben zu üben, so muß er einen Tag hungern, und fühlt er das glückliche Bedürfniß, ein gutes Buch zu studiren und Auszüge daraus zu machen, so hat er, wie bey jedem unerwarteten Zufall, der ihm, wie jedem Menschen, begegnen kann, keine andere Wahl, als Schulden zu machen, oder durch öfteres Hungern schwindsüchtig zu werden. Ist es Wunder, daß manche junge, unerfahrene Männer, unter solchen Umständen, die Bildung ihrer Seele vernachläßigen;

daß sie sich dem Spiel ergeben; die Caffeehäuser bewohnen; Künste erdenken, um nur Schulden machen zu können, und sich endlich durch Unordnungen die Schwindsucht zuziehen?

Und was ist den Schuld an dem frühen Hinwelken des Jünglings, der als Künstler oder Kaufmann, oder auch als Officier, wenn die Armee weit kleiner und besser bezahlt wäre, im mäßigen Wohlstande, (nicht im Ueberflusse,) und in der guten Gesellschaft der Stolz seiner Nation hätte werden können? was anders, als die Sucht, sehr große stehende Heere zu haben, die man nicht gebraucht; und den Nullen in den Listen zu Liebe ein Heer zu haben, das man auch nicht gebrauchen kann, das das Mark des Landes verzehrt, und doch selbst marklos ist.

Das politische Gleichgewicht

ist denn auch ein Lieblingsgegenstand unserer Politiker; es mag aber damit von der einen Parthey wohl so ernstlich nicht gemeint seyn, als es gewiß von der andern misverstanden wird.

Verstehet man unter politisches Gleichgewicht weiter nichts, als die Besorgniß der Regenten, daß ihnen dieser oder jener zu mächtig werde, so

kann

kann man gerne annehmen daß dieses System allgemein angenommen ist, ja daß es von je her in allen Cabinettern die Grundlage aller Politic war, nur gebe man daneben auch zu, daß es blos dem Egoismus der Regenten, nicht der Liebe zum Frieden und der väterlichen Vorsorge für das Wohl des Menschengeschlechts überhaupt sein Daseyn verdankt.

So oft nämlich ein europäischer Staat Gelegenheit gehabt hat, sich zu vergrössern, Länder zu erwerben, oder seinen mächtigen Nachbarn zu schwächen, ist es auch nie aus Liebe zum Frieden und zur Gerechtigkeit, sondern nur aus Feigheit und Dummheit unterblieben. Es hat mit der Mäßigung und der Friedfertigkeit manches Regenten eben die Bewandniß gehabt, wie mit der Keuschheit abgelebter Betschwestern. Oft ist der Ausgang eigennütziger Unternehmungen nicht so glücklich gewesen, als der ursprüngliche Plan wahrscheinlich war; indeß lehrt doch die Geschichte, daß kein Staat die Erhaltung des allgemeinen Friedens und des allgemeinen Status quo bloß zur Beförderung des allgemeinen menschlichen Wohls, als ersten Grundsatz seiner Politik angenommen habe.

Es ist also wahre Charlatanerie, womit die Minister in ihren gelehrten und schlauen Deductionen und Memoiren das Publikum, d. i. alle Menschen in Europa, zu täuschen bemüht sind, wenn sie das

 politi=

politische Gleichgewicht für einen justum Titulum ausgeben, diesen Hof an einer Erwerbung zu hindern; jenem aber eine zuzuschanzen.

Erscheinen doch die Regenten in Europa dem unbefangenen Beobachter beynahe wie eine Anzahl Kinder, die einen Kuchen verzehren wollen, und unter verschiedenen leeren Vorwänden des Nachbars Stück für zu groß erklären, ja diesen oder jenen Brocken davon zu vindiciren bemüht sind, ohne gestehen zu wollen, daß Neid und Selbstsucht die wahren Gründe ihres Scheelsehens und ihrer Prätensionen sind, und ohne einzusehen, daß nur wenige Regenten ihre kleinen Staaten zu regieren verstehen; daß aber sehr große Staaten von keinem noch so klugen Regenten sehr gut regiert werden können, weil alles sein Ziel und Maaß hat; folglich auch die Kräfte und die Einsichten der Menschen.

Jahrhunderte sind vergangen, ehe man das würklich zu mächtige Haus Oesterreich so weit heruntergebracht hat, daß die Hofnung zur Universalmonarchie wohl endlich in demselben erloschen ist, um der billigen und gemäßigten Politik Platz zu machen, die der letzt verstorbene Kaiser auf eine so sehr lobenswürdige Art befolgte. Aber das Haus, das sich gegen Oesterreich am geschäftigsten und am thätigsten gezeigt hat, das Bourbonnische, hat, wie der Augenschein lehrt, nicht aus Gerechtigkeits- und

und Menschenliebe so fein negociirt und so tapfer gefochten, sondern bloß um sich selbst zu vergrössern, und sich selbst den Weg zur Universalmonarchie zu bahnen. Der Kampf in Unterhandlungen, Allianzen, Negociationen und Kriegen, den diese beiden Reiche so lange, so beharrlich gegen einander gekämpft haben, ist eins der größten, der merkwürdigsten Schauspiele, die uns die Geschichte zeigt. Ein Glück war es freylich für ganz Europa, daß die Plane des österreichischen Hauses gestört wurden; aber auch ein eben so großes Glück, daß die des stolzesten der Könige, Ludewig des XIVten, nicht in Erfüllung gingen, und wer wird es läugnen, daß bey Anlegung dieser Plane sowol, wie bey Störung derselben, das Glück der Menschen, die Ruhe Europens, die Erhaltung eines allgemeinen wohlthätigen Friedens, die Beschützung der Gewissens-, Denk- und Preßfreiheit, so wie des Eigenthums der Individuen, gar nicht in Anschlag gekommen, daß nichts als Stolz, Habsucht und Neid die Triebfedern gewesen sind. Eine Universalmonarchie ist an und vor sich selbst eine ohnmögliche Chimäre. Ein uneingeschränkter Monarch von ganz Europa würde, wenn es anders möglich wäre, gewiß nichts als beständige Rebellionen, beständige Kriege zu erwarten haben, und eine Provinz nach der andern für unabhängig erklären müssen.

Können doch schon die überwiegend mächtigen Reiche steter Angriffe eben so versichert seyn, als der völligen Zertheilung ihres Colosses, der Jahrhunderte hindurch siegen, und seinen Nachbaren widerstehen; aber nach Jahrtausenden dem Zahn der Zeit und der Unbeständigkeit aller menschlichen Anordnungen dennoch huldigen wird.

Demnächst hat der Zufall, oder besser, mancher ganz unbedeutend scheinender gar nicht in Betracht gezogener Umstand, Eigennutz, Haß oder Liebe einzelner Menschen oft mehr entschieden als die feinste Politic. Es war für alle Höfe Europens wol dem Wesentlichen nach gleich wichtig, daß die spanische Krone weder an das Haus Bourbon kam, noch in dem Hause Oesterreich blieb. Ströme Bluts wurden vergossen, Bündnisse geschlossen und vernichtet, Intriguen und Negociationen ohne Zahl angewandt, um zu entscheiden, welcher Familie diese Krone das Uebergewicht oder doch die entfernte Hoffnung dazu verschaffen sollte. Am Ende entschied eine Mishelligkeit, die sich in einem dritten Lande zwischen zwoen Damen entspann. Ludwig der XIV. wollte ja seine großväterliche Hand von seinem Enkel abziehen, wollte oben drein noch andere harte Bedingungen eingehen, die man gewiß würde angenommen haben wenn es um Billigkeit und Friede zu thun gewesen wäre,

als die Herzogin von Marlborough der Königin Anna misfiel, welches die Ursache wurde, daß der siegreiche Gemahl der ersten das Commando der Armee verlor, und daß Philip der Vte einen Thron bestieg, der für ihn schon so gut wie verloren war.

Die Höfe und Cabinette haben in Wahrheit das Publikum fast jedesmal zum besten, wenn sie entweder ihre Ansprüche nach irgend einem positiven Rechte deduciren, oder auch unter dem Vorwande des politischen Gleichgewichts einen andern Hof an Ausübung seiner Rechte hindern. Die Geschichte wimmelt von Beyspielen, wo nur Habsucht, Neid oder Egoismus die mächtigsten Fürsten beseelte, aber wie selten und zugleich zweydeutig sind nicht die einzelnen Fälle, wo eine europäische Macht, nur aus Gerechtigkeitsliebe, nur um die Ruhe zu erhalten, nur um die Menschen zu schonen, thätig gewesen ist.

Im Jahre 1698, ehe noch Carl der zweyte, König von Spanien, verschieden war, theilten schon verschiedene Mächte seinen Nachlaß (als ob Länder und Nationen das Eigenthum der Regenten wären) durch einen förmlichen Tractat. Dem Churprinzen von Bayern wurde Spanien und Indien bestimmt; dem Dauphin von Frankreich Neapel und Sicilien, nebst noch andern kleinern Vortheilen; dem Erzherzoge, Carl von Oesterreich, zweitem Sohn des Kaisers, das Mayländische. Bey

Bey diesem durch Ludwig des XIVten Intriguen bewürkten Tractat nahm wohl er so wenig wie England auf das politische Gleichgewicht noch auf positive Rechte Rücksicht.

Ein Testament des Königes von Spanien zu Gunsten des Churprinzen von Bayern wurde durch den Tod dieses Prinzen unwirksam.

Im folgenden 1700ten Jahre beschlossen abermals Frankreich, England und Holland eine eventuelle Theilung der spanischen Monarchie. Nun sollte der Erzherzog Carl die spanische Krone tragen, der Dauphin von Frankreich Neapel, Sicilien und Lothringen erhalten, der Herzog von Lothringen aber zur Entschädigung Mayland bekommen.

Man sieht, wie gut sich Ludwig der XIVte bedachte, wie sehr er nach dem entscheidenden Uebergewichte strebte, indessen er an allen Höfen durch Botschafter, heimliche Abgesandte, Pfaffen und Intriguenmacher die Gefahr vorstellen ließ, die ganz Europa von dem Uebergewichte des Hauses Oesterreich zu befürchten hätte. Das entschiedene Uebergewicht wonach er selbst strebte, wußte er bald unter erheuchelter Mäßigung, bald unter airs de grandeur, bald wieder unter religiöser Täuschung zu verbergen, und es gelang ihm lange genug seine eigene sowol wie fremde Nationen zu hinter-

hintergehen, auch eine allgemeine Ehrfurcht einzuflößen, die er durch nichts verdiente, bis er endlich das traurige Bedürfniß fühlte, sein eigenes Gewissen und den Richter der Könige, vor dem er zitterte, zu betrügen. Das politische Uebergewicht hatte er durch Ströme Blut, durch unermeßliche Summen die er zu Bestechungen verwandte, durch gute Feldherren und durch geschickte Negociateurs erlangt; den unverdienten Platz im Himmel suchte er endlich durch die Maintenon, durch Pfaffen und Dragonaden zu erobern; aber bey allen diesen Thaten und Schandthaten hatte das Glück der Menschen so wenig, wie die Erhaltung der allgemeinen Ruhe und eines politischen Gleichgewichts, den mindesten Einfluß.

Je mehr der König von Spanien über die wiederholte Theilung seiner Länder aufgebracht zu seyn Ursache hatte und auch wirklich aufgebracht war, desto schlauer benutzte der Cardinal Portocarero die Abneigung des Monarchen gegen seine ganz österreichisch gesinnte Gemahlin, und brachte es dahin, daß er in einem zweiten Testamente den zweiten Sohn des Dauphin zum Erben einsetzte, und nach diesem den dritten; den Erzherzog Carl aber nur auf den Fall zur spanischen Krone berief, wenn erstgenannte bourbonnische Prinzen beide ohnbeerbt mit Tode abgehen sollten. Hiebey

setzte

setzte er fest, daß die österreichische Monarchie mit der spanischen nie verbunden werden sollte.

Diese letzte Clausel scheint beym ersten Anblick aus dem System des politischen Gleichgewichts geflossen zu seyn, sie war aber nur ein schlauer Streich der französischen Parthey, die auch auf den unwahrscheinlichen wiewol möglichen Fall, daß die beiden Söhne des Dauphins unbeerbt stürben, der künftigen Vergrösserung des österreichischen Hausses Hindernisse in den Weg legen wollte.

Nun starb Carl der zweite, und sogleich hielt Ludewig der XIVte einen großen Rath, um zu beschliessen, daß er bundbrüchig werden, sein Wort nicht halten, und das zweite Testament des Königs annehmen wollte.

In allem, was bey dieser wichtigen Gelegenheit vorgieng, kam das Recht so wenig wie das politische Gleichgewicht in Betracht. Der kaiserliche Hof berief sich auf das Testament Philip des IVten und auf den solennen Verzicht der Gemahlin Ludewig des XIVten umsonst. Ludewig der XIVte erklärte gar, Carl der zweite habe die spanische Krone nicht als ein Fideicommiß, sondern als ein erb- und eigenthümliches Allodium besessen, worüber er nach Gefallen hätte disponiren können.

Es erfolgte nun ein langer und blutiger Krieg, der ohne alle Rücksicht auf positives Recht, auf

politi-

politisches Gleichgewicht, noch auf das Glück der Menschen geführt und gegen alles Erwarten geendiget wurde. In den Conferenzen im Haag 1709, im Congreß zu Gertruydenburg 1710, im ütrechter Frieden 1713 und im rastadter und badener 1714 herschte nichts als Habsucht und Streben nach Uebergewicht. An das Glück der armen Unterthanen, an Erhaltung des künftigen Friedens, an Handhabung des Rechts dachte gewiß keine der mitspielenden Personen.

Dem löblichen, uralten Herkommen gemäß, Nationen und Länder nach allerhöchster Convenienz zu übertragen, abzutreten, oder gar wie eine fette Weide sammt der Heerde zu verkaufen, wenn man des Mordens müde ist, das heißt: wenn man keine Rekruten mehr ausheben, und kein Geld mehr auftreiben kann; wurden durch den badener Frieden dem Hause Oesterreich Neapel, Sardinien, die Niederlande, Mailand und Mantua aus der reichen Verlassenschaft Carl des IIten von Spanien zugetheilt.

Nun schien es in der südlichen Hälfte Deutschlandes, als wolle man den unglücklichen Landleuten, die zu allen wechselseitigen Versuchen, das Uebergewicht zu erlangen, das Geld, die Lebensmittel und das Blut hergegeben hatten, allergnädigst verstatten, Kräfte, Geld und Getraide zu sammlen,

 auch

auch ihren heranwachsenden Söhnen Zeit lassen, das im Reglement vorgeschriebene Soldatenmaaß zu erreichen, um dann wieder von vorne anzufangen.

In der nördlichen Hälfte Deutschlandes hingegen trat der so lange von den Türken großmüthig unterstützte, endlich aber mit aller Schonung, obgleich mit Gewalt vertriebene Carl der XIIte auf, verwarf den zu Schwedt geschlossenen Tractat, und erneuerte den Krieg.

Preussen und Hannover vereinigten sich gegen ihn, Stralsund wurde erobert, und Dänemark verkaufte am 15ten Julius 1715, das vorher eroberte Bremische und Verdensche an Hannover.

In Mecklenburg und Hessen waren Unruhen.

Im Osten kämpfte man mit den Türken, und das deutsche Reich wurde viel leichter darüber einig, sein Blut um ganz fremder Händel willen für Venedig und Oesterreich gegen die Muselmänner zu vergiessen, als über die äusserst wichtige Frage: ob auch der Churfürst von Hannover das Erzschatzmeisteramt des heiligen römischen Reichs behalten könnte; oder ob diese, für mächtige Fürsten dem Anschein nach eben nicht sehr beneidenswerthe Würde, wieder an Pfalz zurückfallen müßte? Eine Frage, die den Reichstag verschiedene mal, wegen der darüber entstandenen Uneinigkeiten, ganz unthätig machte.

Indes

Indeß Eugen die Türken in Ungarn besiegte, landeten spanische Truppen in Sardinien, und vertrieben die Oesterreicher aus dieser Insel; dadurch wurde der Krieg in Italien wieder lebhaft, und veranlaßte die zu London geschlossene Quadrupelallianz, die den ütrechter und badner Friedensschluß aufrecht erhalten sollte, aber vielmehr dazu diente, die Verwirrung aufs höchste zu bringen. Im Jahr 1720 trat Philipp der Vte ihr bey.

Im Norden wurde Friede; aber in Italien konnte man sich über das Mein und Dein nicht einig werden, weil Frankreich, Spanien, Sardinien und selbst der Pabst ihre Vergrösserungsplane theils durchsetzen, theils für künftige günstige Momente vorbereiten wollten.

Wären damals die Journale schon Mode gewesen, so würde der heilige Vater in Ermanglung eines großen stehenden Heeres, (das alle Päbste so herzlich gerne gehabt hätten, um nicht bloß das Uebergewicht, sondern die unumschränkteste Despotie auf Blut und Leichen zu erbauen,) gewiß einen politischen Journalisten in Sold genommen haben, um dem ehrwürdigen Publico vorzugaukeln, es geschehe alles um das Gleichgewicht zu erhalten; alles, um des lieben Friedens willen; alles, zum Glück der Menschen und zur Ehre Gottes, wie es sich von den Handlungen seiner Gesalbten ohnehin von selbst versteht.

Zu Kriegen, Bestechungen, Festivitäten oder Maitressen wußte man überall Geld zu erpressen oder zu borgen; indes die um das Wohl der Menschen und die Erhaltung der öffentlichen Ruhe so väterlich besorgten Landesherren nicht einmal jährliche hundert tausend Thaler leichtes Geld zur Erhaltung des Reichscammergerichts auszumitteln wußten; obgleich dieses Tribunal das Glück der deutschen Nation viel gewisser befördern konnte, als die stehenden Heere, die jeder deutsche Fürst, auch der Schwächste, ohne alle Rücksicht auf den Ertrag, noch auf die Volksmenge seines Ländgens unterhielt, und wozu die Kleinsten wenigstens einen Stamm hatten, der oft nur aus 22, nur in der Diät geübten Männern bestand. Diese kleinen so genannten Contingente haben die Ruhe des deutschen Reichs nie erhalten, wurden aber mehrentheils von den Kaisern gemisbraucht, um für die Privathändel des Hauses Oesterreich zu fechten.

Der Congreß zu Cambrai konnte alle fordernde Partheyen nicht vereinigen; aber in Wien kam es am 30sten April 1725 zu einem Tractat zwischen Spanien und Oesterreich, und am 3ten September desselben Jahres vereinigten sich Frankreich, England und Preussen zu ihrer eigenen Vertheidigung. Hierdurch entstand, wenn nicht Ordnung und Ruhe, wenn nicht Gleichgewicht und Aussicht besserer

Zeiten,

Zeiten, dennoch ein Stillstand im Morden en gros, um der Zwietracht und dem Eigennutze desto mehr Spielraum en detail zu verschaffen.

In der Pfalz wollte man die birkenfeldsche Linie um die zweibrückische Succession bringen. In Sachsen stritt man sich über die Erbfähigkeit der Kinder der zur Reichsfürstin erhobenen, an den Herzog von Meinungen vermählten Schurmannin, und setzte es auch durch, daß kein Bürgerblut, wenigstens nicht durch priesterliche Trauung, in altfürstliche Geschlechter gebracht werden durfte. *)

*) Herr von Kotzebue will über und für den Adel schreiben. Das dem Publikum zur Probe vorgelegte Bruchstück seines Buches, scheint das gröste Gewicht auf die Behauptung zu legen, daß edle Eltern eben so gewiß edle Kinder erzeugen müsten, als es ganz häsliche und ganz schöne, schwartze und weiße Menschenracen, auch vortrefliche und schlechte Pferderacen gäbe. Des ganz Unphilosophischen und Schiefen dieser Behauptung nicht zu gedenken, muß man sich doch billig wundern, wie der Verfasser der gefährlichen Wette, so etwas schreiben konnte. Dieses witzige Product hätte wohl mögen ungedruckt bleiben, nun es aber einmal da ist, beweist es doch daß Hr. v. K. gegen seine Ueberzeugung schreiben kann. Sein Buch über den Adel kann in Coblentz z. B. wohl Abgang finden, er sage aber, die Hand auf das Herz gelegt, wie viele hochadliche Emigranten von ganz reiner Race er da wohl anzutreffen glaubt? Er bedenke doch, daß in fünf Jahrhunderten nur eine einzige Dame eine belle foiblesse haben durfte, um die ganze Race auf immer unächt zu machen.

Bischöfe stritten über ihre geistliche Unmittelbarkeit, Erzbischöfe stritten um das geistliche Directorium, während der Vacanz des päbstlichen Stuhles. Der Bischof von Salzburg stritt gar gegen alle gesunde Vernunft, und gegen die heiligsten Gesetze der Menschlichkeit; er vertrieb dreißig tausend protestantische Familien entweder zur Ehre Gottes, oder zur Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichtes, oder, vermöge seiner oberlandesherrlichen Allgewalt, puisque tel etoit son plaisir, aus seinen Staaten. Die Fürsten von Ostfriesland stritten mit ihren Landesständen. Kurz, die Großen stritten, und das Volk ernährte sie alle.

Im Jahr 1729 gelang es Spanien und Frankreich, durch den Tractat von Sevilla die Engländer zu bewegen, daß sie in Spaniens vorläufige Besitznehmung verschiedener italiänischen Staaten willigten. Es wurde 1731 ein neuer Tractat in Wien geschlossen, manche Streitigkeit der Fürsten wurde entschieden oder verglichen; aber kaum hatte August der IIte von Pohlen sein wollüstiges Leben geendiget, als schon ein neuer Krieg ausbrach.

Frankreich nahm Lotharingen in Besitz, zwar nicht unter dem Vorwand, das politische Gleichgewicht zu erhalten, aber unter dem eben so gültigen die Freiheit der polnischen Königswahl zu beschützen, ob es gleich würklich das Gegentheil beabsichtigte.

Spanien

Spanien und Savoyen ergriffen gleichfals die Waffen. Alle stellten sich, als wollten sie Stanislaus, den Schwiegervater Ludewig des XVten, zur pohlnischen Krone verhelfen; eigentlich aber wollten sie alle etwas erwerben, haben, mehr haben; also auf dem großen politischen Theater von Europa gerade so handeln, wie der Hofmann von Profession an jedem Hofe handelt.

Ohngeachtet der vielen vorgeblichen Beschützer der freyen Königswahl, wählten einige Pohlen am 12ten Sept. 1733 Stanislaum, und andere wieder am 5ten October, August den IIIten zum Könige

Auch das deutsche Reich erklärte Frankreich den Krieg. Das Blut floß am Po und am Rhein, an der mittländischen See, an der Mosel und an der Weichsel, bis zum 3ten October 1735. da zu Wien abermals ein Tractat geschlossen wurde, der, wie alle vorhergegangenen Friedensschlüsse, Länder, Menschen und Kronen vertheilte, ohne Einen von denen, die es eigentlich anging, zu fragen, und ohne andere Beweggründe, als das leidige Streben nach Uebergewicht von der einen, und Erschöpfung von der andern Seite.

Zu Sachsens größtem Schaden blieb August der IIIte König in Pohlen. Stanislaus erhielt Lotharingen, das nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte; der Herzog von Lotharingen erhielt Toscana;

der spanische Infant, Don Carlos, Neapel und Sicilien, und der König von Sardinien verschiedenes in der Lombardei.

Mit allen diesen Vortheilen war das Haus Bourbon, das nun 3 Königreiche besäß, dennoch nicht zufrieden. Ein entschiedenes Uebergewicht hofte es nicht zu erlangen, wenn das Haus Oesterreich nicht noch mehr geschwächt würde, daher hielt es auch der allerchristlichste König heimlich mit den Türken, denen am 1sten Sept. 1739, Servien und ein Theil der Wallachei abgetreten wurde.

Im folgenden 1740sten Jahre starb Kaiser Carl der VIte.

Nun war die ehemals überwiegende, würklich gefährliche Macht des Hauses Oesterreich verschwunden; freylich nicht auf den Punkt zurückgebracht, von welchem Rudolph von Habsburg ausgieng, aber doch außer allem Vergleich mit der fürchterlichen Höhe, zu der sie zu Carl des Vten Zeiten gestiegen war, wo sie mit Universalmonarchie würklich drohete, und vielleicht Jahrhunderte lang das damals unaufgeklärte Europa mit Gewissenszwang, Preßzwang und Sclaverey tyrannisirt haben würde, wenn nicht der Erlöser Luther weit mehr für das Glück der Menschen, die allgemeine Aufklärung, die wahre Freyheit, gethan und veranlaßt hätte, als alle Minister und Könige insgesammt.

Wie

Wie klein erscheinen nicht die Früchte der richelieuschen Politik und des nachher angenommenen oder vorgespiegelten politischen Gleichgewichts, gegen die, der lutherischen Revolution? Nach der ersten (die der Zeitfolge nach die letzte ist) sollten die Europäer, selbst die aus politischen Absichten geschützten Reichsstände Deutschlands, insgesammt Sclaven oder doch abhängige Creaturen des bourbonnischen Hauses werden. Nach derjenigen die Luther (den die Päbste verdammen, aber ganz Europa dereinst canonisiren wird,) mehr als 100 Jahre vorher veranlaßte, sollte niemand verhindert werden, seinen Verstand zu gebrauchen und auszubilden. Durch diese wurde ein Gleichgewicht hergestellt, das der schrecklichsten aller Universalmonarchien, der religiösen ein Ende machte, und es wäre wohl keine gewagte Behauptung, wenn man annähme, daß Luthers Reformation so viel Freiheitsgefühl und Aufklärung verbreitet habe, als nöthig war, um die nachherige, menschenfeindliche Politik eines Richelieus und Mazarin zu verhindern, ihren Zweck völlig zu erreichen. Ihr haben wir es auch wol zu verdanken, daß es nunmehr keinem Fürsten mehr gelingen wird, unter dem Vorwande, das politische Gleichgewicht, oder die reine Lehre zu erhalten, eine solche Allgewalt zu erschleichen, die der stets wachsenden, ihrem Ziele

sich stets nähernden politischen und religiösen Freyheit der Menschen gefährlich werden könnte.

Es war wenigstens nicht Vorsorge, das politische Gleichgewicht zu erhalten oder wieder herzustellen, die halb Europa gegen die Tochter Carl des VIten die Waffen ergreifen ließ. Frankreich hatte die meisten Höfe an den Gedanken gewöhnt, das Haus Oesterreich müsse ganz unterdrückt werden, nach Vergrösserung seiner Macht trachtete jeder Staat; darin bestand eigentlich das ganze Geheimniß der Politik und die Könige von Polen, Spanien, Frankreich und Preußen, nebst dem Churfürsten von Bayern, erklärten sich auch insgesammt gegen die liebenswürdige Mutter Joseph des Zweyten, die zwar viele Opfer bringen mußte, um den Frieden wieder herzustellen, die aber auch an der treuen ungarischen Nation eine bessere Stütze fand, als an dem System des politischen Gleichgewichts. Frankreich würde ohnstreitig der mächtigste, der überwiegende Staat von Europa geworden seyn, es würde auch disseits des Rheins die Abkömmlinge jener Deutschen unterjocht haben, die ihre Freyheit gegen das siegreiche heidnische, wie gegen das nachherige hierarchische allmächtige Rom 2000 Jahre hindurch behauptet hatten, — wenn nicht das Betragen der Könige, der Minister und der Großen, das blühende in sich starke Frankreich weit schneller

zur

zur letzten Stuffe politischer Ohnmacht herunter gebracht hätte, als es durch unglückliche Kriege und verlohrne Schlachten geschehen konnte.

Jetzt erst, in der Hälfte dieses Jahrhunderts, erhielt der preußische Staat durch Eroberung Schlesiens die Consistenz, die ihn fähig machte, unter der längsten, glorreichsten und glücklichsten Regierung des Größten der Könige, die Stufe zu ersteigen, worauf es noch stehet.

Es konnte aber auch nur Friederich der Einzige mit seinem Kopfe, seinem Herzen und seinem Glücke diese Eroberung behaupten, denn Frankreich und Rußland, verbunden mit Schweden, Sachsen und dem deutschen Reiche, vergaßen im Jahre 1756 ganz das politische Gleichgewicht von dem Augenblicke an, da es einem schwachen, wollüstigen Könige gefiel, das Staatsruder seiner Monarchie einer Maitresse anzuvertrauen, die durch Cabalen, Intriguen und Bestechungen, Einfluß in fremde Cabinette zu bekommen wußte, um sich an ihren persönlichen Feinden zu rächen, und ihre Auserwählten zu begünstigen.

Der Hof von Versailles, der Jahrhunderte lang an dem Untergang des Hauses Oesterreich gearbeitet hatte, der 15 Jahr vorher thätig gewesen war, um dem Könige von Preussen die Eroberung Schlesiens zu erleichtern, derselbige Hof opferte nun

nun Menschen und Geld auf, um dem Hause Oesterreich Schlesien wieder zu verschaffen, nicht um ein politisches Gleichgewicht herzustellen, nicht um Nationen oder Fürsten in dem ruhigen Besitz des Ihrigen zu schützen, nicht in der Absicht, das Glück der Menschen zu befördern: nein! bloß weil der österreichische Hof die Kunst verstanden hatte, die Pompadour durch Schmeicheleyen zu gewinnen, und weil Friederich der Große, der damals noch jung war, die sehr verzeihliche, sehr menschliche, sehr natürliche Uebereilung begangen hatte, ihr und einem deutschen Minister ihres Schlages durch witzige Einfälle zu misfallen.

Es mag immer für Deutschland nützlich gewesen seyn, daß der große Feldherr, König und Mensch, Schlesien behauptete, aber wie wahrscheinlich wurde nicht oft der gänzliche Untergang des preußischen Staates im 7jährigen Kriege, und wie wenig Rücksicht nahmen die Cabinette auf das politische Gleichgewicht in Europa? Vergrösserungssucht und Privathaß waren die unlauteren Quellen, aus welchen sämmtliche kriegführende Mächte ihre Plane schöpften.

Wenige Jahre nachdem die Tapferkeit der preußischen Heere, nachdem das Glück, der Muth und das hohe Talent ihres Königs und Anführers der neugebildeten Monarchie einen ehrenvollen

Frieden errungen hatten, vereinigten sich 3 Mächte, wovon die erste Beschützerin und Bundesgenossin Pohlens seyn wollte, dahin, sehr große Stücke von dieser, an steter Anarchie kränkelnden, Republik abzureissen. Diese drey Mächte, Rußland, Oesterreich und Preussen, liessen Deductionen drucken, ihre Besitznehmungen zu rechtfertigen, und so schritten sie, zum großen Verdruß des ohnmächtigen Frankreichs, zur größten stummen Verwunderung von ganz Europa zum Werke, nahmen große Provinzen, wie es jeder gutdünkte, wagten nichts dabey, als daß sie einige Satiren erdulden mußten, und dachten dabey gewiß an nichts anders, als an Vergrösserung ihres Gebietes und ihrer Macht.

Lächerlich wäre es, wenn man die friedliche Uebereinkunft dreyer Mächte, alle zugleich zuzugreifen, und unter sich das Wie viel jeder haben sollte auszumachen, auf politisches Gleichgewicht zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit Europens deuten wollte. Eine Macht suchte die andere zu überlisten, jede wollte haben und jede hätte gerne allein genommen, mußte aber wohl zugeben, daß die andern auch nahmen, um nicht am Alleinnehmen gehindert zu werden. War die Theilung gleich, so hätte auch das politische Gleichgewicht ohne selbige vorher schon bestehen müssen; der Erfolg lehrt aber, daß weder Gleichheit noch Gleichgewicht

erzielt

erzielt worden ist. Preußen war an Menschen, Einkünften und Land der schwächste Theil und blieb es. Nur durch die weise Regierung wurde es den größern Mächten gleich, wo nicht überlegen.

Das ohnmächtige Frankreich gebehrdete sich gar übel bey dieser Theilung, weil es nicht darum befragt worden war, im Grunde aber weil es sich zu schwach fühlte um sie zu hintertreiben. Hätte es seine Kräfte nicht im 7jährigen Kriege und durch schlechte Regierung erschöpft, so hätte auch der Duc d'Aiguillon nicht nöthig gehabt, sich zu einer Verläumdung herabzulassen, um die Schwäche seines Hofes auf eine kindische Art zu bemänteln, die weder in Frankreich selbst noch anderswo Glauben fand. Er gab nemlich vor, der Bothschafter des versailler Hofes in Wien, (der jetzige Cardinal von Rohan) dem er onehin nicht wohl wollte, sey politisch blind gewesen, und habe von der vorseyenden Theilung keine Nachricht gegeben, welches doch durch eine Depesche geschehen war, die Aiguillon unterschlagen hatte. Beyläufig sey es gesagt, daß der verstorbene Minister, Graf von Bernstorf in Kopenhagen, gleich nach der Zusammenkunft Friedrichs und Josephs zu Neiße eine intendirte Theilung Pohlens muthmaßte, und seine Muthmassungen in Depeschen, die noch vorhanden seyn müssen, auch äusserte, welches der

Ver-

Verfasser dieser Blätter bezeugen kann. Jener große ehrwürdige Mann, der Recht und Billigkeit so wie das Glück der Menschen jeder Eroberung und Vergrösserung des Hauses, dem er diente, vorzog, der bey allen Talenten und Kenntnissen eines klugen Ministers dennoch keine habsüchtige Politik liebte noch ausübte, der das Muster eines biedern Mannes in seinem Hause sowol wie im Staatsrath des Königes war, dieser von jedem Rechtschaffenen innigst geschätzte Minister, hat noch nicht seinen verdienten Lohn von der Nachwelt erhalten, wird noch nicht nach Verdienst gewürdiget. *)

Wir

---

*) Man hat diesem verdienstvollen Manne verschiedene Vorwürfe gemacht. Gegen die förmliche Anklage des Grafen von Danneskiold Samsöe vertheidigte er sich selbst besser als es andere thun könnten, und diese Vertheidigung ist gedruckt. (Unter andern in den Schlözerschen Staatsanzeigen.) Gegen die Vorwürfe aber, die nicht öffentlich zur Sprache gekommen sind, hat sich der würdige Mann nicht vertheidigen können, weil er sie vielleicht nie erfahren hat, wenigstens verdrängte ihn der Graf Struensee vom Ministerio, ohne ihn anzuklagen.

Man hat dem Grafen Bernstorf zur Last legen wollen:

1mo. Daß er sich aus persönlicher Vorliebe für Frankreich habe hinreissen lassen, eine zu genaue Verbindung mit diesem Hofe anzurathen.

2do.

Wir nähern uns nun dem eigentlichen Schlacht-felde der politischen Aequilibristen, wo sie sich ihres Sieges

---

2do. Daß er sich beständig geweigert habe, dem Könige von Preussen, während des siebenjährigen Krieges Dienste zu leisten, die dieser große Monarch eben so gewiß nachher würde vergolten haben, als er uns auch seinen Unwillen habe fühlen lassen.

3tio. Daß er auf die auswärtigen Geschäfte zu vieles Geld verwendet habe, und

4to. Daß er an der höchst schädlichen Ansiedlung fremder Colonisten Schuld sey.

Hierauf erwiedert sein dankbar treu ergebener Bewunderer, der auch damals, wie der Graf das Ministerium verließ, ganz öffentlich sein treuer Anhänger blieb, ohne der aufgehenden Sonne zu huldigen, und den niedrigen Hofspeichellecker zu machen, folgendes.

Ad Primum. Ausgerüstet mit den Kenntnissen die seit 40 Jahren in der Politik und in allen Theilen der Staatswissenschaft erst erworben und verbreitet worden sind — gesichert durch die Länge der Zeit und durch nachherige Tractaten gegen alle Besorgnisse die damals noch sehr bedeutend waren — und nunmehro überzeugt von der Wahrheit, daß Dänemark gar keine politische Rolle spielen muß, wenn das Land glücklich seyn soll, — würde freilich eine genaue Allianz mit Frankreich so wenig, als mit irgend einer Macht in der Welt, anzurathen seyn. Wenn man aber bedenkt, daß Frankreich vor 40 Jahren noch der präponderante Staat Europa's war, daß er ohnstreitig die geschiktesten Negociateurs, den entschiedensten Einfluß in alle Cabinette hatte, daß er Däne-

Sieges gewiß glauben, dem letzten bayerschen Successionskriege, und der durch Friedrich den Großen

---

Dänemark schützen, oder auch in unübersehbare Händel verwickeln konnte, und daß es nach damaligen Sitten, Einsichten, Vorurtheilen, Kenntnissen und Gebräuchen wie Hochverrath wäre angesehen worden, wenn man sich erfrecht hätte, auch nur dem schwächesten, dem ohnmächtigsten Staate anzurathen, durchaus gar keinen Platz an der politischen Pharaobanc, keine Rolle in den großen Trauerspielen anzunehmen, und den großen spielenden Häuptern, Potentaten und Helden, gelassen zuzusehn — so wird dieser Vorwurf demjenigen gleich, den man dem Hippocrates oder dem Celso machen würde, daß sie auf den zu ihren Zeiten noch nicht entdeckten Umlauf des Blutes im menschlichen Körper, nicht gehörige Rücksicht genommen hätten.

ad secundum: Zugegeben, daß der religiöse, auf gute Sitten sehr streng haltende Gr. Bernstorf, den damals jungen König von Preussen weder geliebt noch bewundert habe — Zugegeben, daß er nicht vorher sahe, daß der große Mann sich vom drohensten Untergang retten würde — Zugegeben, daß er um unsern sehr wichtigen Negociationen in Petersburg keine Hindernisse zu bereiten, alle Verbindung mit dem Feinde der Kaiserin Elisabeth vermied; so ist es doch handgreiflich, daß des Grafen von B. politischer Scharfblick eben so sicher, als sein politisches Betragen frei von Persönlichkeit war, weil eines Theils aller Wahrscheinlichkeit nach für Dänemark etwas zu gewinnen war, wenn es sich geradezu gegen Preussen erklärte, welches doch nicht geschahe, andern Theils aber der Gr. von B. dem Könige von Preussen durch die Convention von Closterseven einen weit wichtigeren Dienst

Großen gehinderten Besitznehmung Bayerns, von welcher es dem Abbé Raynal mehr declamatorisch, als historisch richtig zu sagen beliebt: Le vieux lion

Dienst leistete, als er durch Insinuationen in Versailles immer hätte thun können. Uebrigens war der G. v. B. ein Mensch und kein Gott, folglich nicht allwissend, und da die hochberühmte, jetzt so sehr beliebte Kunst, Geister zu bannen und über Artikel zu vernehmen, noch nicht erfunden war, so konnte er auch auf keine Art vorhersehen, daß Friederich Schlesien und alle seine Staaten behaupten, daß die Kaiserin Elisabeth so bald sterben, und daß Peter, der IIIte uns wenigstens eine Angst einjagen würde, wobey sich aber der Gr. v. B., doch sehr männlich betrug, wie das alles geschahe.

ad tertium. Da der Graf selbst Gesandter gewesen war, und auf eigene Kosten erfahren hatte, daß die Kunst eines Negociateurs zwar nicht in Bestechungen bestehe, und sein Gelingen nicht von Verschwendungen abhänge; daß aber ein Gesandter durchaus anständigen Aufwand machen müsse; daß er sich durchaus eben so wenig durch Knickereien als durch übermäßige Prachtliebe lächerlich machen dürfe; daß er durchaus den Hof, wo er residirt, nicht könne kennen lernen, ohne in allen großen Gesellschaften zu erscheinen, und manchen tonangebenden Menschen zu bewirthen, der einen Minister lobt oder verläumdet, je nachdem sein Koch geschickt ist oder nicht: da er sehr genau wußte, daß schwerlich eine Negociation in der Welt geführt worden sey, noch geführt werden könne, ohne einige, es sey entfernte oder unmittelbare Mitwürkung einer

lion sortit de sa retraite, il secoua sa crinière, & l'empereur tresaillit! Das Letztere ist nicht wahr!

---

einer oder mehrerer Damen, †) denen man kleine Feten, Pikeniks, Schlittenfahrten oder Spielparthien veranstalten muß; so sorgte er dafür, daß die Gesandten besser bezahlt würden und knickerte nicht auf kleine ausserordentliche Ausgaben. Dabey befand er sich (so wohl wie der Hof) besser, als wenn er sich erst in seinen eigenen Gesandschaften wie ein Filz bereichert, dann aber als Staatsminister, die unter ihm stehenden Gesandten so armselig bezahlt hätte, daß sie nothgedrungen gewesen wären, Schulden zu machen. Leute von Stande, die viel zuzusetzen haben, und viel zusetzen wollen, sind bekanntlich nicht immer die fähigsten Subjecte, und es ist gewiß für jeden Staat, der keine entscheidende Rolle spielen will, weit rathsamer, an manchen Höfen gar keine Gesandten zu haben, als bey der großen Menge derselben genöthiget zu seyn, entweder Leute abzuschicken, die durch Nahrungssorgen gezwungen werden, auf die leere Geldbörse mehr Aufmerksamkeit zu verwenden, als auf das, was um und neben ihnen vorgehet, oder auch solche, die bey voller Geldbörse leere Köpfe haben.

Der große Friedrich gab seinen Gesandten ausserordentlich kleinen Gehalt, und wurde doch mehrentheils gut bedient: das ist wahr, aber duo cum faciunt idem!...

†) Ein gewisser Gesandter jagte einst einen betrügerischen Bedienten weg, dessen Bruder Favoritläufer einer Gräfin war, die ein Jahr lang bey der Landesfürstin viel galt, die gerade zu der Zeit alles über ihren Gemahl vermochte. Der Gesandte merkte auf der ganzen Stuffenleiter eine ungewöhnliche Kälte, errieth das Räthsel, und mußte sich viele Mühe geben, alles wieder gut zu machen. Er hätte sich sollen betrügen lassen, aber auch schlau genug seyn, den Betrügereyen unvermerkt Ziel und Maaß zu setzen.

Verkleinerung des großen Friederichs ist es gewiß nicht, wenn man zu behaupten wagt, daß er die Waffen nicht würde ergriffen haben, um dem pfälzi-

---

Demnächst war es ehemals für unbemittelte Leute weder leicht noch angenehm, preußischer Gesandter zu seyn, und überdies hatte der König nebst vielen anderen seltenen Talenten auch das, in solchen Classen manchen Gesandten aufzufinden, wo nur er, wahrlich nur er ihn suchen konnte, und nehmen durfte!

Dürfte man endlich theils verstorbene, theils noch lebende Personen compromittiren, oder auch Dinge drucken lassen, deren pflichtmäßige Geheimhaltung man eidlich hat versprechen müssen, obgleich durch ihre Bekanntmachung die Ruhe Europens im mindesten nicht würde gestört werden, Dinge, die an sich, besonders nun, ganz unwichtig sind, die aber ein Diener des Staats nicht einmal den beiden wohlbekannten geschwätzigen Vertrauten der Könige und Staatsminister ins Ohr raunen muß, so liessen sich die Ausgaben des auswärtigen Departements wärend dem Ministerio des verstorbenen Grafen von Bernstorf, noch ganz anders rechtfertigen.

ad quartum. Die Colonisten Ansiedlung war eine nach jetzt gemachten Erfahrungen, und jetzt erworbenen Kenntnissen durchaus schädliche Unternehmung; aber der G. v. B. gab nur seine Stimme im Staatsrath zu dem Projecte, das ganz außer dem Würkungskreise seines Departements lag, und er hatte damals noch nicht sehen können, wie dergleichen Ansiedelung in Preussen, Rußland, America, und selbst in Dänemark ausfalle. Er hatte vielmehr die glücklichen Versuche mit den Refugiés und den Saltzburgern in preußischen Staaten vor Augen, und ging von den richtigen Satz aus, daß es Dänemark an Menschen fehle.

pfälzischen Hause den Besitz von Bayern zu sichern, wenn er auf der einen Seite eine gleich große und der Verbesserung gleich fähige Provinz wie Bayern hätte erhalten, auf der andern Seite aber gewiß seyn können, daß er seinen Einfluß und sein Ansehen im deutschen Reiche dadurch nicht verlieren, auch zu fernern Zerrüttungen des deutschen Staatskörpers nicht die Brücke bauen würde. Er zog gewiß sehr ungerne zu Felde, wie auch aus der ganzen Art, wie er den Krieg führte, genugsam erhellet. Stark genug war er mit Rußlands Beystand und unter den damaligen Umständen, um dem Hause Oesterreich eine derbe Schlappe anzuhängen, aber das Glück der Waffen konnte doch eine ganz unwahrscheinliche Wendung nehmen, daher er auch weit weniger thätig war wie er sich aus Politik, ja man mögte sagen des point d'honneur wegen genöthiget sahe Krieg zu führen, um einem fremden Hause sein Erbtheil zu erhalten, als damals wie er focht um sein eigenes zu vergrössern, um Schlesien zu erobern und zu behaupten.

Ein Stück von Bayern gab er dennoch Preis, damit Oesterreich in eine Vergrösserung seiner eigenen Macht willigen mögte, in die Vereinigung der Marggrafthümer mit der Chur. Wäre der Austausch dieser jetzt preußischer Seits würklich in Besitz genommenen Länder, gegen die an Schlesien

 grän=

gränzende Lausitz weniger Schwierigkeiten unterworfen und gleich ausführbar gewesen, so hätte Oesterreich vielleicht ein noch grösseres Stück von Bayern erhalten. Ganz konnte man es nicht mit Anstand hingeben, denn omne nimium nocet! Das mogte auch Oesterreich selbst wol auf diesen ersten Gang nicht gehoft haben, indessen beweißt, ohngeachtet aller im jure publico sehr wohl gegründeten Deductionen, die der preußische Hof bekannt machte, sein Benehmen im Kriege wie bey Negociirung des teschner Friedenschlusses, daß es nicht so ganz lautere, uneigennützige Ehrfurcht und Zärtlichkeit für die deutschen Reichsgrundgesetze, und ein allgemeines politisches Gleichgewicht war, die den alten Löwen (wie Raynal sagt) bewog, aus seiner Höhle hervorzutreten, und die Mähne fürchterlich zu schütteln.

Das Haus Oesterreich verwandte indessen kein Auge von Bayern, und in so ferne aller Höfe Politik nur auf Vergrösserung ihrer eigenen Macht, wie auf Untergrabung der Macht des Nachbaren hinausläuft, konnte es auch in der That keine wichtigere Angelegenheit haben, als Bayern mit guter Manier zu erwerben, sollte es auch durch Vertauschung der entlegenen, auf österreichischen Fuß gar nicht organisirten, auch gar nicht organisirbaren Niederlande geschehen, dann die vielen

und

und reichen Klöster und Abteyen einzuziehen, und mit dieser Religionscasse versehen, als Bundsgenosse Rußlands aufzutreten, um von den Türken zu nehmen was behaglich und annehmlich seyn mögte.

Daher kam es mit Rußlands großen Kaiserin überein, sie so nachdrücklich gegen die Türken zu unterstützen, daß der ruhige Besitz der Crimm völlig gesichert, vielleicht gar der Pforte der Gnadenstoß gegeben, wenigstens doch die ewige Hetzerey der mit Petersburg oder Wien gespannten Höfe fruchtlos gemacht würde, wogegen aber der russische Hof dem Kaiser behülflich seyn sollte, Servien zu erobern, und Bayern gegen die Niederlande einzutauschen.

Ist je ein Staat gezwungen gewesen, Eroberungskriege zu unternehmen, so ist es Rußland; obgleich dieses Reich würklich schon zu groß ist, um vollkommen gut regiert zu werden, und gerade wegen seiner übermäßigen Größe auch der Periode seiner Auflösung, nach dem ewigen, durch die Geschichte so oft bestätigten Gesetze der Unbeständigkeit aller menschlichen Einrichtungen, täglich näher rückt.

Carl der XIIte zwang Peter den Großen auf Schwächung des schwedischen Reichs zu sinnen. Wenn dieses so mächtig blieb wie es war, konnte Rußland bey aller seiner innern Stärke nicht gedeihen. Es mußte sich Häfen an der Ostsee ver-

schaffen, um seine vielen und mannigfaltigen Producte auszuführen. Die Nation selbst mußte in ihrer alten Barbarey länger beharren, wenn sie nicht mehr Verkehr mit policirten Nationen treiben konnte.

Die Pforte zwang gleichfalls die Beherrscher Rußlands, aber aus andern Gründen, an ihrem Untergange zu arbeiten. Beständige Einfälle von der Seite beunruhigten nicht nur die russischen Unterthanen, ohne daß die Pforte diesem feindlichen Unwesen hätte steuern können oder wollen, sondern die hohe Pforte selbst brach bey jeder Gelegenheit gegen Rußland los, wenn dieser oder jener europäische Hof es zuträglich fand, den Großvezier oder einen Günstling im Serail durch Bestechungen dazu zu vermögen. Das versuchte Preussen im siebenjährigen Kriege; Frankreich that es während der polnischen Unruhen, und zuletzt, da ein verändertes, auf politisches Gleichgewicht gar nicht begründetes System herrschte, England, weil sein Handlungstractat mit Rußland nicht war erneuert, sondern einer mit Frankreich geschlossen worden, das die Abtretung der Crimm hatte bewürken helfen.

Diesen Zeitpunct benutzte nun Joseph der Zweite, der bey unwidersprechlich guten Absichten und großen Talenten nur den Fehler hatte, ein wenig zu geschwind zu regieren.

Hier

Hier eröfnete sich eine glänzende Aussicht zur Erweiterung seiner Monarchie auf Kosten der Pforte, und zugleich eine sehr anlockende, Bayern durch Tausch zu bekommen.

Auf das hohe Alter des nordischen Löwen glaubte Joseph wol etwas rechnen zu können. Ihm konnten auch sehr ansehnliche Vortheile verschaft werden; Danzig, Thorn und ein Tausch der Marggrafthümer gegen die Lausitz; demnach war es nicht ausser aller Wahrscheinlichkeit, daß er eher einen Tausch gegen die Niederlande als eine bloße Besitznehmung für nichts und wieder nichts würde geschehen lassen. Frankreich hatte weder den Willen noch die Kraft, den großen Plan zu stören, der noch dazu von dem schönsten Munde, in den vertraulichsten Unterredungen dem allerchristlichsten Könige als annehmlich geschildert wurde.

Carl Theodor liebte den Frieden, und sein Nachfolger brauchte Geld. Dem ersten eine Krone aufgesetzt, und dem letzten einige Millionen gegeben, so schien das ganze Werk seiner unfehlbaren Vollendung nahe.

Bis hiezu hatte noch kein Hof an ein politisches Gleichgewicht gedacht, und der alte ehrwürdige nordische Löwe würde vielleicht auch dieses Lieblingsthema der Journalisten und Zeitungsschreiber nicht in Anrege gebracht, sondern den Austausch Bayerns

genehmiget und seinem Hause große Vortheile ausbedungen haben, die damals zu erhalten stunden, jetzt aber in weitem Felde sind, wenn nicht eine Kleinigkeit der ganzen Sache eine andere Gestalt gegeben hätte.

Der gute Schubert schrieb sehr schwülstig über den deutschen Fürstenbund, als wenn er zu den Zeiten Hermanns unter hohen Eichen wäre geschlossen worden, nur um von Dichtern besungen zu werden. In zahllosen Brochüren wurde raisonirt, argumentirt und deducirt — Zeitungen und Journäle wiederhallten vom Fürstenbunde und das politische Journal, das alle politische Begebenheiten vorhersagt (wie sein würdiger College der Eutinsche Türkencalender das Wetter) zeichnete sich durch pinselhaftes Geschwätze über den Fürstenbund vorzüglich aus, wodurch denn ganz falsche Vorstellungen und falsche Begriffe verbreitet wurden. Den meisten jetzt circulirenden politischen Pathos verdankt man den beyden Herren von, dem Fragmentenschreiber und dem politischen Journalmacher, die mit den größten Cabinetten in der geheimsten Verbindung zu stehen affectiren, und die bekanntlich von Politik und Gange der Staatsgeschäfte gar nichts verstehen. Den unwissenden grössern Theil ihres Publicums führen sie irre, und der kleinere besser unterrichtete Theil des großen Publicums würde

über sie lachen, wenn sie nicht so gewaltige Prätensionen machten, und sich nicht so ekelhafte Airs gäben.

Höchstwahrscheinlich wäre gegen dieser Herren klugen Beyrath und Gutachten, der bayersche Ländertausch zu Stande gekommen, und an den deutschen Fürstenbund folglich nicht gedacht worden, wenn sich nicht der russische Gesandte am zweybrücker Hofe eine Uebereilung hätte zu schulden kommen lassen. Er hatte die Zuneigung des Herzogs schon vollkommen gewonnen, er kannte den schlechten Zustand seiner Finanzen sehr genau, und er wußte auch, daß der Herzog sehr abgeneigt seyn würde, sich die großen Einschränkungen gefallen zu lassen, die der dringendste Geldmangel und die gänzliche Creditlosigkeit auf eine absolut gebieterische Art nothwendig machten. Bey allen diesen Kenntnissen war ihm aber doch eine Seite in dem Character des Herzogs unbekannt geblieben, und an dieser scheiterte die ganze Unterhandlung.

Der Herzog wird durch jeden Zwang, und am meisten durch Drohungen empört, und dieser letztern bediente sich der russische Gesandte, wie sein erster Vorschlag zum bayerschen Ländertausch nicht gleich Eingang fand. Hätte er den Vorschlag wie einen zufälligen Gedanken seines eigenen Kopfes nur so hingeworfen, die Millionen und die Königswürde ins gehörige Licht gestellt, und lachend von

der

der ganzen Sache abgebrochen wie er Abneigung bemerkte, so wären 1000 an eins zu wetten gewesen, daß der um Geld sehr verlegene Fürst über die Millionen würde nachgedacht, und nach einiger Zeit, besonders wenn man unvermerkt die Geldnoth vermehrt hätte, seinen Freund gefragt haben — "wie war das eigentlich, was sie mir "letzt von Bayern, vom Königstitel und von "Millionen so beyläufig sagten?„ und war diese Frage veranlaßt, so mußte einem geschickten Negociateur das ganze Geschäfte nicht mehr mislingen.

Wie aber der Herzog nicht gleich ambabus zugrif, sagte ihm der Gesandte in der irrigen Meynung die Sache geschwinder zu beendigen, auf den Fall würde man ihn zwingen. — Und nun würkte der natürliche Character des Herzogs. Er wurde aufgebracht und wandte sich gleich an den preußischen und an den französischen Hof.

Von dem leztern lies sich bey der damaligen Lage der Umstände nicht viel erwarten. — Von dem preußischen aber desto mehr. Der große König erfuhr den wichtigen Plan auf einem Wege, auf eine Art und zu einer Zeit, wo es ihm nicht mehr anständig war, sich in Negociationen einzulassen. Brachte der kaiserliche Hof die Sache in Berlin an, so konnte man anhören und ausfragen, ehe

man

man antwortete. — Sollte aber der preußische in Wien vorfragen, was man ihm wol zuzuwenden gedächte, so zeigte er sich schon geneigt, Bedingungen einzugehen, und gab den Vortheil ganz aus den Händen, Gesetze vorzuschreiben. Die Absicht ist wol dann erst gewesen, wenn der Herzog von Zweybrücken würde eingewilliget haben, dem großen Könige die Sache vorzulegen, und seine Einwilligung zu suchen, die wol aus drei Gründen wahrscheinlich erfolgt wäre. Erstlich hätte er sich große Vortheile bedingen können. Rußland und Oesterreich hätte Pohlen zur Abtretung von Danzig und Thorn zwingen, Sachsen aber zum Austausch der Marggrafthümer gegen die Lausitz vermögen, folglich auch entschädigen, und alle Hindernisse ebnen müssen, die diesem Austausche im Wege standen. Zweytens würde der mächtigste Grund des Widerspruches, die fundata intentio agendi gefehlt haben, wenn sämmtliche bayerische Agnaten den Ländertausch gewünscht hätten. Drittens hätte Oesterreich ein großes Land für Bayern wieder hingegeben, und der deutsche Staatskörper konnte von einem Churfürsten von Burgund mehr Festigkeit erhalten, als jetzt vom burgundischen Kreise. Wenigstens hatte das mehr publicistische bonne grace, als wenn Bayern ganz umsonst, und ohne Einwilligung der Agnaten weggenommen wurde.

Eine ganz andere Gestalt gewann aber die Sache, wenn der zweybrücker Hof gegen den Ländertausch protestirte, und den Beystand des preußischen nachsuchte. So geradezu durfte der letzte die deutsche Staatsverfassung nicht umstoßen lassen; wie denn überhaupt das Drohen und Zwingen bey dieser Gelegenheit gar nicht zuläßig war. Es hing nun die Erhaltung von ganz Deutschland davon ab, daß der Plan hintertrieben wurde, der auf die eben erzählte Art ganz füglich mit derselben vereinigt werden konnte. Zu den Mitteln, die der große König anzuwenden hatte, theils um den bayerschen Ländertausch zu hindern; theils um die deutsche Staatsverfassung aufrecht zu erhalten; theils sich noch grösseres Ansehen, wie bisher, im deutschen Reiche zu erwerben, gehörte vorzüglich der Fürstenbund, der auch hinreichend war, dieses Geschäfte ohne Schwerdtstreich zu beendigen. Übrigens aber hat der Fürstenbund keine weitere Würkung auf die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, er kann seiner Natur nach bey künftigen Eräugnissen gar nicht so fürchterlich seyn noch werden, wie ihn die Journalisten schildern, und er verlohr auch sogleich einen Theil seiner Stärke, durch den Beytritt schwacher und entlegener Fürsten. So hätte, z. E. der Marggraf von Baden vielleicht besser gethan, keinen Theil daran zu nehmen,

da seine Kräfte auch zu dem kleinsten Widerstande nicht zureichen, seine Länder aber von den österreichischen so begränzt werden, daß sie das erste Opfer werden müßten, wenn der Fall einträte, daß die verbündeten Fürsten handeln sollten. Er hat auch weniger vom Hause Oesterreich zu befürchten, als es vielleicht manche glauben, die die Sache von dort aus übersehen, die sich wol vorstellen, Wien sähe eben so scharf und unverrückt auf Baden-Baden, als das letztere auf Wien. Wahr ist es, daß der Wiener Hof einmal auf Baden-Baden Anschläge hatte, und daß er keine Gelegenheit hat vorbey gehen lassen, sich in Schwaben auszubreiten, um sich Elsaß und Lotharingen zu nähern, dessen Wiedereroberung vormals das Lieblingsproject war, wie es nachher die Erwerbung Bayerns wurde. Es wird aber der Beytritt des Marggrafen zum Fürstenbunde in künftigen möglichen, jedoch höchst unwahrscheinlichen politischen Situationen, dem Hause Oesterreich die Erwerbung der badenschen Länder eher erleichtern wie erschweren, so wie er zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts gewiß jetzt nichts beyträgt. Die Armee des Fürstenbundes würde (Preussen, Sachsen, Hessen und Hannover ausgenommen) immer nur eine Reichsarmee bleiben; und wenn der Fall einträte, daß sie sich versammlen sollte, würden eben so

gewiß

gewiß manche Fürsten neutral bleiben, oder sich dagegen erklären, als das immer der Fall bey Versammlung der Reichsarmee gewesen ist, weil andere Zeiten, Umstände und Intriguen, auch andere Würkungen hervorbringen.

Mit dem Tode des großen Friederichs scheint auch die ganze europäische Politik eine andere Wendung genommen zu haben. Er sah den beiden Kaiserhöfen geruhig zu, wie sie sich gegen die Türken schwächten, und mogte wol Danzig und Thorn wie den unfehlbaren Preis seines Stillesitzens ansehen. Er starb aber, und Joseph folgte ihm ehe noch der politische Knoten gelöset war. Man muß gestehen, daß er seinem Nachfolger alles in größter Verwirrung hinterließ. Leopold fand die Niederlande in einer sehr weit gediehenen Rebellion — Ungarn auf dem Punct ihrem Beyspiele zu folgen — die Böhmen und Oesterreicher misvergnügt — einen erklärten Feind, die Pforte, gegen welchen die österreichischen Heere viel verlohren und wenig ausgerichtet hatten — den ganzen fürchterlichen Clerus in Gährung — viele deutsche Fürsten bereit, ihm die Erlangung der Kaiserkrone zu erschweren, zweene derselben lüstern nach der Churfürstenwürde — und im deutschen Staatskörper selbst, in Lüttich, eine Rebellion.

Der Nachfolger Friederich des Großen vermehrte die äußerste Verlegenheit des wiener Hofes dadurch, daß er 100,000 Mann mobil machte und zum Einbruch in Böhmen bereit, an die Gränze stellte. Diese Armee sollte harte Bedingungen erzwingen, und da keine Macht große Summen Geld baar vorräthig hatte als Preussen, so schien es würklich als müßte nun das politische Gleichgewicht, das man erhalten zu wollen vorgab, ganz aufhören, und die Waage des Uebergewichts auf eine entschiedene Art für Preussen sinken, das keck genug war die Zurückgabe Galliciens an Polen zu verlangen, und zur Dankbarkeitsbezeugung von seinen neuen Alliirten, die beyden Städte Danzig und Thorn zu fordern.

Rußland war mit der Pforte im Kriege begriffen und dem Anschein nach entkräftet. Im Norden wurde es von Schweden angefallen, indeß es mit der Wuth eines Löwen die türkischen Besatzungen nicht nur besiegte, sondern vertilgte. Seine besten Truppen waren entfernt und geschmolzen, und sein einziger treuer Bundesgenosse zeigte zwar guten Willen, mußte aber auf Preussens und Englands Drohung seine Hülfsvölker zurückrufen.

Die große Kaiserin von Rußland war mit dem bewiesenen guten Willen zufrieden, und bot allein

allen auf sie losbrechenden, allen drohenden Ungewittern, unerschüttert die Stirn.

Leopold, standhaft und klug, zog sich als Meister in der Politik aus der dringendsten Lage, ohne etwas zu verlieren und ohne zuzugeben, daß andere nähmen.

Er behielt alles, erlangte wieder die Oberhand in Braband, gewann die Herzen seiner Unterthanen, erhielt die Kaiserkrone, und mit dem Türken kam er gerade durch die reichenbacher Convention, die dem preußischen Hofe viele Millionen kostete, auf einem Fuß zu stehen, der ihn mehr sicherte als schwächte. Der Status quo und der Waffenstillstand sollte der Pforte Luft machen, Oesterreichs Vergrösserung hindern, und die Last des ganzen Krieges auf Rußland wälzen, dem man obendrein noch mit preußischen Heeren und mit englischen und holländischen Flotten Gesetze vorzuschreiben gedachte.

Hier wird doch wol der eifrigste Lobredner des politischen Gleichgewichts und des deutschen Fürstenbundes verstummen müssen, wenn er nicht gegen die Evidenz streiten will, um zu streiten. Wer nach solchen Thatsachen, und unter solchen Eräugnissen noch von Erhaltung des politischen Gleichgewichts fabelt, und den Vorsatz des berliner Hofes verkennt, die günstige Gelegenheit zu benutzen, das etwa vorhandene Gleichgewicht durch den Fall des

östers

österreichischen und russischen Hauses ganz umzustoßen, selbst aber das entschiedenste Uebergewicht zu erlangen; wer da noch den großen Minister aufs Wort glaubt, daß seine und seines Hofes Absichten pure & simpliciter cosmopolitisch gewesen sind, der läßt sich gängeln und schwärmt.

Es war im Grunde eine Erleichterung für den Kaiser, daß der Waffenstillstand und der Status quo mit der Pforte zu Stande kam, weil er seine gemachten Eroberungen wieder verlieren, und viele Truppen und Geld dabey einbüßen konnte, wenn der Krieg seinen Fortgang hatte, weil so viele Unruhen in seinen Erblanden waren, und weil die ganze damalige Lage der österreichischen Monarchie weit weniger Hofnung zu Eroberungen als Besorgniß gab, die Niederlande und vielleicht gar Gallicien zu verlieren.

In die dunkele Nacht der Cabinetsgeheimnisse kann der Laye nur nach mehreren Jahrhunderten, und auch dann nur zufällig forschende Blicke werfen, wenn nämlich dem Geschichtschreiber Urkunden in die Hände fallen, die das Räthselhafte der vergangenen Zeit aufdecken. — Jetzt wäre es also Verwegenheit, wenn man behaupten wollte, daß Höfe und Minister, die über Billigkeit und Gleichgewicht declamiren, die Unruhen in den Niederlanden unter-

halten, und das Missvergnügen in Ungarn rege gemacht hätten; vermuthen aber darf man es, und es ist eben so wahrscheinlich, daß die Politik diesen Coup d'état, der bey Privatpersonen mit dem Tode gestraft wird, für zulässig erklärt hat, als es unwahrscheinlich ist, daß irgend ein anderes Motiv, als Vergrösserungssucht und Streben nach Uebergewicht, ein Benehmen veranlaßt hat, das von Europa angestaunt, und von manchem Journalisten schwärmerisch gepriesen wurde.

War indessen Preussens ernster Wille sich zu vergrössern und seine Nachbaren zu schwächen, so scheint es (die gültigere Meynung großer Minister in Ehren) daß eine Allianz mit Pohlen, die Mobilmachung von 100,000 Mann, die reichenbacher Convention, die Foderung Gallicien zurückzugeben, und die Erwartung zärtlicher sarmatischer Dankbarkeit, weder der kürzeste noch der sicherste Weg war. Dem Layen fällt die intime Verbindung zweener Höfe doch auf, wenn nach wenigen Monaten der Stärkste und Mächtigste Abtretungen in der Güte, man mögte sagen, aus empfindsamer Busenfreundschaft, verlangt. Zwanzig Millionen, die die Rüstungen gekostet haben können, sind weder so bald wieder in den Schatz gelegt als ausgegeben, noch durch irgend einen verhältnißmäßigen Vortheil ersetzt worden.

Die

Die reichenbacher Convention war dem Kaiser offenbar mehr nützlich als schädlich; durch sie ersparte er Kriegskosten und gewann Zeit, die er meisterlich benutzte.

Gallicien wurde nicht zurückgegeben, konnte auch nicht wohl durch bloße Drohungen dem österreichischen Hause entrissen werden, ohne der polnischen Nation ein künftig geltend zu machendes jus quæsitum auf Westpreussen zu geben.

Daher gerieth auch die Dankbarkeitsbezeugung der gerührt werden sollenden Sarmaten ins Stecken, die jetzt gar anfingen, die Köpfe zu schütteln und einzusehen, daß man sie bey jeder Gelegenheit, es sey im Bösen wie im Guten, im Schimpf und Ernst, immer für die Kostenbezahler hielte.

Es scheint dem Layen (der sich freylich leicht irren kann, und es kaum wagen darf, gegen die Meynung großer, in alle Geheimnisse initiirter Minister etwas einzuwenden) es scheint, daß dem preußischen Hofe auf dem von ihm betretenen Wege, weder die vorgespiegelte Erhaltung des Gleichgewichts, noch die geheime Absicht, sich zu vergrössern, gelungen sey, und daß die letzte nicht wohl hätte verfehlt werden können, wenn er ein ganz ruhiger Zuschauer des Krieges wie der inneren Unruhen geblieben wäre, am Ende aber Abtretungen verlangt hätte, die Pohlen ohne Allianz und ohne

Herzensrührnng bewilligen konnte und mußte, wenn man es mit eroberten Provinzen auf Kosten der Pforte dreyfach wieder entschädigte, wodurch dann auch zugleich die übermäßige Vergrösserung der beiden Kaiserhöfe wäre gehindert, und der Grund zu einer künftigen sie trennenden Macht gelegt worden, die nach einigen Revolutionen das Gleichgewicht herstellen, die sehr heruntergebrachte, vielleicht gar nach Asien verdrängte Pforte aber hätte schützen können.

Es scheint, daß auf solche Art der preußische Hof manche Unruhe und manche Ausgabe hätte ersparen, auch ansehnliche Vortheile erhalten, das geheime Misvergnügen der beiden Kaiserhöfe aber vermeiden können. Dies letzte schläft wol für jetzt unter Blumenkränzen, die die Politik windet, erwacht aber auch wol gewiß zu seiner Zeit, wenn das Glücksrad sich noch einigemal wird gedrehet haben.

Es giebt ja Fälle, wo man seinen Gegner entweder großmüthig behandeln oder ganz niederdrücken muß. Das sahen schon die Alten ein, und es mögte auch vielleicht dem preußischen Hofe ein offener Krieg mit Oesterreich diesesmal nützlicher gewesen seyn, als die erzwungene Convention zu Reichenbach, und die fein gesuchte Verbindung mit Pohlen.

Weit mehr, als durch alles bisher Gesagte, gewinnt die unmasgebliche Meynung des Layen, wenn man endlich das Betragen der großen Catharina in Erwägung ziehet, die klug im Cabinet und unüberwindlich im Felde ihr Diadem mit Ehre trägt; die sich wie ein Mann zeigt, der würdig ist das größte Reich zu beherrschen.

Preussen und England drohen ihr in einem Augenblicke, wo nicht nur die Layen sondern die größten Minister glauben, sie müsse sich Gesetze vorschreiben lassen. Im Norden schließt sie mit einem tapfern Feinde einen unerwarteten Frieden; im Osten tritt sie den Erbfeind ihres Volks in den Staub, daß der fürchterliche Coloß erbebt; im Westen erklärt sie kalt und kühn, sie gebe wol vieles aus Großmuth, aber nichts aus Zwang. Sie rüstet sich allein, sie, deren Kräfte man erschöpft zu seyn glaubte, und die drohenden Mächte vergessen ganz das politische Gleichgewicht, um schweigende, achtungsvolle Zeugen ihres Triumphs zu werden.

Wie die Pforte ohne Vermittler um Friede bat, erließ die große Fürstin aus eigenem Antriebe die Kriegskosten, damit die Unterthanen ihres Feindes nicht gedrückt würden. Bey einem solchen Betragen kann auch der friedliebenste Philosoph sich

nicht enthalten, der siegreichen Monarchin seine Bewunderung zu zollen.*)

Es

*) Dieses wurde im Februar geschrieben. Nun im Julis stehen rußische Truppen in Pohlen, um die vorige Constitution mit Cartetschenkugeln und Cosakenpiken wieder einzuführen, nachdem der König und die Nation, ohne Blutvergiessen, ohne Jacobinerclubbs und ohne Laternenpfäle, eine weit bessere Constitution eingeführt haben. Also! was 1775 gut war, darf 1792 nicht noch besser werden? . . vermuthlich, weil das politische Gleichgewicht es so mit sich bringt.

Dem Layen ist doch so manches in der Politik unerklärbar! Preussen rieth den Sarmaten die rußischen Truppen aus ihrem Lande zu schaffen, den rußischen Einfluß nicht länger zu gestatten, und sich gewissermaßen für mündig und selbstständig zu erklären. Es alliirte sich intimißime mit den Sarmaten, als wollten sie in Zukunft nur ein Herz und eine Seele seyn. Für den guten Rath und die gute Freundschaft verlangte es . . . nur Danzig und Thorn — die Sarmaten waren aber so blind, dieses Honorarium für sie zu ansehnlich zu halten. Preussen stellte gar ein Corps Truppen an seine nördlichen Gränzen, um den Sarmaten Zuversicht zu geben, und den Türken Okzakow wieder zu schaffen. Dieser letzte Plan mislang eben so wie die verlangten Abtretungen.

Nun zürnt die große Catharina darüber, daß die polnische Nation die rußischen Truppen in Pohlen nicht geduldet, den Einfluß ihres Botschafters nicht länger gestattet, und sich wie ein selbständiges Volk geriert hat. Die polnische Nation sucht Beystand bey ihrem Rathgeber und Freund, erhält aber kalten,

ab-

Es ist übrigens noch gar nicht entschieden, welches von beiden, ob das Recht oder das Gleichgewicht, eine Forderung oder eine Weigerung begründen soll. — Lehrt also die Erfahrung der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, daß es in der Politik nur auf Convenienzen und Situationen ankömmt; so sollte man auch nicht juristische Deductionen mit Gleichgewichtsberechnungen zu vereinbaren suchen.

Wenn das ganze dänische Haus, bis auf die Nachkommenschaft der Königin von Schweden ausstürbe, fielen ja, nach dem dänischen Königsgesetze, die sämmtlichen dänischen Staaten an Schweden. Dadurch würde gewiß eine Macht entstehen, die

---

abschläglichen Bescheid, der mit den zärtlichen, warmen Ministerialnoten vom vorigen Jahre auffallend contrastirt.

Wer wird nicht wünschen, daß die vertrauten Freunde der Minister, die politischen Oedippe, die nicht nur das Allergeheimste der geheimsten Staatscabinette, sondern so gar das Zukünftige wissen, geruhen mögten, uns armen Layen solche politische Räthsel zu lösen, und alle diese Thatsachen mit dem System des politischen Gleichgewichts zu vereinbaren?

Welcher Freund der Menschen wird aber nicht noch weit sehnlicher wünschen, daß die große Kaiserin ihre siegreichen Truppen aus Pohlen zurückruffe, und ihre Nachbaren schütze, anstatt sie mit Krieg zu überziehen!

Rußland, Preussen und England beunruhigen könnte. Weder mit gültigen noch mit scheinbaren Rechtsgründen liesse sich diese Vereinigung der nordischen Reiche unter einem Zepter doch bestreiten; sollte es dann unter dem frivolen Vorwande des politischen Gleichgewichts geschehen? Wohlan, so verbanne man bey allen Vergrösserungen eines bereits mächtigen Staates alle rechtlichen Erörterungen, und nehme das politische Gleichgewicht zur Richtschnur an, bestimme aber genau, wenn es möglich ist, worin die Macht eines Staats eigentlich bestehet, und wie groß sie werden soll und darf.

So weit diese leichte und rohe Skizze der Geschichte dieses Jahrhunderts, in Rücksicht auf politisches Gleichgewicht, bessern Köpfen zur Beleuchtung, Prüfung und Berichtigung, nicht zur Belehrung vorgelegt. Die gelehrtesten juristischen Erörterungen mögten wol schwerlich dabey von Nutzen seyn, denn wenn auch jeder Hof die Themis anzurufen pflegt, so oft er seine eigene Habsucht befriedigen, oder die seines Nachbaren vereiteln will, so lehrt doch die Erfahrung, daß Macht, Schlauigkeit, Glück oder Unglück allein entscheiden; daß die Hauptgrundgesetze ausgelegt, verdreht, oder geradezu aufgehoben werden können, und daß der Publicist nur bey den Streitigkeiten schwacher

Fürsten

Fürsten gefragt wird.*) Sein Bedenken fällt dann für den größten Haufen langweiliger aus, wie die Betrachtungen des Geschichtsforschers, und entscheidet, wie eben gesagt worden, nichts. Sonst liesse sich fragen, ob auch der Churfürst von Brandenburg den Erzherzog von Oesterreich, oder den Churfürsten von Böhmen mit Krieg überziehen darf, um den König von Ungarn zum Frieden mit den Türken zu zwingen? oder ob das deutsche Reich den Herzog von Schlesien nicht bekriegen müßte, wenn er in Böhmen einfiele?

Zum Beschluß also nur noch die einzige Frage: Ist es bestimmt, was die vom politischen Gleichgewichte Declamirenden eigentlich darunter verstehen; oder ist es überall möglich, ein politisches Gleichgewicht einzuführen, zu beobachten und zu unterhalten?

Gleichheit an Reichthum und Kräften ist unter Privatpersonen unmöglich. Das agrarische Gesetz der Römer war schon unausführbar, und das der Gleichheit des Standes der heutigen Franzosen labo-

*) Scheint es doch, als wenn unsere Reichsgesetze und Reichsgerichte bey der neuerlichen pfalzbayerischen Besitznehmung einiger nürnbergischen Aemter verstummen. Und man dürfte wol behaupten, daß kein einziges Reichsgrundgesetz des deutschen Staatskörpers unverbrüchlich befolgt worden ist.

laborirt wol gleichfalls an einer unheilbaren Nullität wie sollte sich denn eine politische Gleichheit unter Fürsten und Nationen einführen lassen? Ungeheure statistische Kenntnisse, die zum Theil noch Geheimnisse sind, würden dazu schon erforderlich seyn, wenn nur die Summe der Mittel zur Macht bestimmt werden sollten, über die jeder Staat disponiren kann; wie wäre es aber möglich auch die Anwendung die von jenen Mitteln gemacht werden wird oder gemacht werden kann zu berechnen? Ein Regent wie Friedrich der Große wird ja mit wenigen Mitteln viel, und ein Sardanapal mit vielen Mitteln nichts ausrichten. Welche Rolle sollen endlich die schwächern Reiche dabey spielen? Sollen sie wie ehemals Savoyen immer dem stärkern oder glücklichern Monarchen anhängen? Dann bedarf es keiner Bündnisse und dann herrscht das System des Uebergewichts! Oder sollen sie, Privatpersonen gleich, die zu den Spielparthien in Assembleen die Karte ziehen die ihnen der Herr vom Hause vorhält, auch dieser oder jener Allianz beytreten, je nachdem es dem präponderanten Hofe beliebt? Dann hörte ja das Gleichgewicht ebenfalls auf, und der schwächere Hof hätte auf jedem Fall um fremder Händel willen Krieg zu gewärtigen! Es gehört zu den Besonderheiten unsers Jahrhunderts, daß man jetzt sogar anfängt, Allianzen mit gewaffneter Hand

zu erzwingen. Der französische Hof, der sich selbst durch die Armee, die Bastille und die grausamste Criminaljustiz hinlänglich gesichert glaubte, reizte die Amerikaner zur Empörung und behautete ihre Unabhängigkeit, um England zu schwächen, sich selbst aber einen mächtigen Alliirten zn verschaffen. Die Patrioten in Holland wiegelte er auf, um eine Allianz zu schliessen, die ihm über England ein entscheidendes Uebergewicht geben sollte. Wie aber der schlaue Gesandte des versailler Hofes das Vertrauen der Frau Erbstatthalterin misbrauchte, die nur seinen Beystand gegen einen gewissen Einfluß, aber nicht eine Revolution verlangt hatte — da begnügte sich der preußische Hof nicht damit, diejenigen zu züchtigen, die diese große Prinzessin beleidiget hatten, sondern er sandte eine Armee nach Holland, um diese Republik zu einer Allianz mit ihm und England zu zwingen. Desfalls mußte auch Holland, seinem Interesse ganz zuwider, an der Vermittelung Theil nehmen, die den beiden Kaiserhöfen aufgedrungen werden sollte. Wäre es dabey zum Kriege gekommen, so konnte England nicht viel gewinnen, höchstens einen vortheilhaften Handlungstractat mit Rußland, und einige Handlungsvortheile in der Levante. Preussen konnte Liefland erobern; Holland aber mußte auf jeden Fall verlieren; seine cabottage von und nach

der

der Ostsee fiel dann den Dänen, den Schweden und den Städten Hamburg und Lübeck anheim.

Für Dänemark scheint das sicherste zu seyn, wenn es sich in der politischen Welt keinen Platz und keinen Rang aufdringen läßt; sondern sich isolirt, welches seine physische Lage auch zuläßt, so bald es nur auf allen politischen Glanz Verzicht thut, und die Bewohner seines stiefmütterlichen Bodens so glücklich macht, wie es das Clima erlaubt. Ist es doch jetzt so sehr zweifelhaft, wessen Schaale morgen steigen oder sinken wird. In der Natur herrscht ein ewiges Wiederkäuen, und eben so sind auch in der Politik die Staatsverfassungen beständigen Veränderungen unterworfen.

Ueber

Ueber Staatsrevolution

spricht jetzt jeder Meister, Geselle und Lehrling. Der eine grübelt über Gesetze uud Rechte, um diese oder jene Staatsrevolution zu rechtfertigen oder zu verdammen, der andere weissaget, daß dieses oder jenes nicht bleiben kann wie es ist, der dritte schreyet gegen alle Revolution, weil er sich bey dem Aristokratismo wohl befindet, der vierte, seines Werthes sich bewußt, und erboßt darüber, daß man ihn verkennt, greift nach der Blutfahne, und der fünfte schwärmt in den Tag hinein, weil sein Kopf und sein Verstand sich immer außer dem centro gravitatis befinden.

Nimmt man bey Beurtheilung der Revolutionen die Geschichte zu Hülfe, so zeigt es sich, daß es zweyerley Arten von Revolutionen giebt, die von jeher Statt gefunden haben und in Zukunft immer Statt finden werden, nemlich die sanfte durch bloße Aufklärung bewürkte, und die gewaltsame durch Empörung.

Ein Kind kann es begreifen, daß ein zahlloser Haufe geputzter, empfindelnder und schwächlicher Cavaliere ganz anders regiert werden muß, wie eine geringe Anzahl rauher, nach Gesetzen raubender, stets geharnischter Ritter. Ein Kind kann es begreifen daß Protestanten, die nun über 200 Jahre

Jahre die edlen Früchte der Gewissensfreyheit genossen haben, die an das Denken besser gewöhnt sind als an blinden Glauben, die Rückkehr eines hierarchischen Despotismus nicht werden ertragen können noch wollen. Ein Kind kann es endlich einsehen, daß die Gesetze der Regierungsform, der Geschäftston, sich eben so wol ändern müssen wie die Sitten, Einsichten und Kräfte der Menschen, daß z. E. ein großer Theil der jüdischen oder päbstlichen Gesetze für Dänen und Norder Deutsche nichts tauge, und daß folglich jeder Monarch seine Gesetze, seinen Ton und selbst die Regierungsform seines Landes, den zunehmenden Einsichten und den veränderten Sitten seiner Nation anpassen müsse.

Man glaube, ein Landesherr habe das Eigenthum oder nur die Nutznießung des Landes, man habe noch so grobe, noch so sclavische Begriffe von den Gesalbten des Herrn und dem Ebenbilde Gottes, so fällt es doch in die Augen, daß bey unsern heutigen Sitten, weder der Genuß unreiner Thiere in Europa verboten, noch ein Kreuzzug gegen die Türken geboten werden könnte.

Als der Deutsche von Eicheln, Wildprett und Bier lebte, und seine eigne Götterlehre hatte, kannte er weder Censur, noch Religionsedicte, weder Inquisition noch Bastille, weder Accise noch Contrebande

trebande. Als ihm nachher die päbstliche Religion war aufgedrungen worden, und er Ablässe kaufte, sich vom Clero decimiren ließ, wallfahrtete und gegen die Sarazenen focht, zugleich aber auch auf den Landstraßen raubte, Raubschlösser baute und die Juden verfolgte, wußte er nichts vom Corpore Evangelicorum, vom Landfrieden, vom Contract Social, noch von der Critik der reinen Vernunft. So wenig es zu den Zeiten, da Tacitus die Deutschen schilderte, möglich war, das rauhe kriegerische Volk mit fürstlichen Cabinetsbefehlen und mit Handbillets zu regieren, so wenig zu Carl des Großen Zeiten Bücherverbote Staat finden konnten, eben so wenig ist es möglich, die heutigen Deutschen an Eichelkost zu gewöhnen, ihnen das Denken und Lesen zu verbieten, sie zur Orthodoxie oder gar unter eine Inquisition zu zwingen, die sie schon in finstern Zeiten übel empfingen, wie der Versuch gemacht wurde sie einzuführen.

Erwägt man die Regierungsform der deutschen Gauen, Städte und Flecken, kurz nach Heinrich dem Vogeler, und vergleicht sie mit der heutigen, so siehet man, daß sich fast alles mit den Sitten und der zunehmenden Aufklärung unmerklich geändert hat. Unsere Grafen und Fürsten haben ihre Collegia, die Urtheile cum rationibus decidendi und dubitandi schriftlich abgeben, und an

Ordalien nicht denken. Würde ein Fürst diese letztern wieder einführen wollen, so stünde eben so gewiß ein Aufruhr zu erwarten, als wenn er nun im letzten Decennium dieses Jahrhunderts seine Landeskinder an eine fremde Macht kopfweise verkaufte. Es ist noch so gar lange nicht her, daß dieser afrikanische Handel gewagt werden konnte und durfte, aber zugleich ein Beweis, daß die Landesherrn entweder sich und ihre Regierungsart selbst reformiren, oder auch sich mit Gewalt reformiren lassen müssen, weil ganz gewiß jetzt nicht mehr geschehen dürfte, was vor 12 Jahren noch so mit genauer Noth ausgeführt werden konnte. Die Stimme der Aufklärung ließ sich zum größten Verdruß der Tyrannen hören, das Volk vernahm sie, und gewann dadurch so viel, daß die Tyranney sich gegenwärtig begnügen muß, insgeheim zu würken und kleine Niederträchtigkeiten zu begehen, die nur mit Verachtung, nicht mit Insurrection dürfen bestraft werden, um von selbst aufzuhören. Wenn eine Regierung weise genug ist, mit der Verfeinerung der Sitten und der Aufklärung der Menschen Schritt zu halten, dann bietet sie selbst der wohlthätigsten Revolution die Hand; alles gewinnt dann ein andere bessere Gestalt, alles verändert sich nach und nach, und es geschieht ohne Blutvergiessen, ohne Gewaltthätigkeit. — Hieraus folgt, daß das

sicherste

sicherste Mittel, den Rebellionen vorzubauen, darin besteht, wenn die Regenten wahre Aufklärung befördern und verbreiten; selbst aber aufgeklärt denken und handeln. Stehende Heere, Wachsamkeit der niedern und höhern Polizey, Preßzwang, Orthodoxie, Bücherverbote, Macht, Ansehen, äusserer Glanz, Circenses zur Belustigung des Volks, alles dieses schützt keine Regierung gegen plötzliche und gewaltsame Revolutionen; das sind Palliativmittel für eine kurze Zeit, und nach der Staatssemiotik gewisse Zeichen einer nahe bevorstehenden gewaltsamen Revolution, die dann auch eben so nöthig ist wie das heftige Fieber, das die gütige Natur zuweilen bey dem Menschen erregt, um die Krankheitsmaterie zu verarbeiten und auszuführen.

Die Regenten, die zu den oben aufgezählten Palliativmitteln schreiten, und dadurch ihr böses Gewissen sowol wie den Krankheitszustand ihrer Regierung verrathen, erscheinen dem unbefangenen Beobachter wie Afterärzte, die nur den Symptomen entgegen arbeiten, und die Ursache der Krankheit aus der Acht lassen: — oder wie Projectmacher, die alles gethan zu haben glauben, wenn sie die Bevölkerung befördern, und zu dem Ende schlechtes Gesindel anwerben; da doch die zweckmäßige Vermehrung der Menschenzahl auf eben dem Wege

erlangt wird, auf dem man die Sicherheit gegen alle gewaltsame Revolutionen findet. Man darf nur die im Staate vorhandenen Menschen so glücklich machen, wie sie es auf dem Boden, den sie bewohnen, werden können, so wird ihre Zahl bald vermehrt, und keine gewaltsame Revolution zu befürchten seyn.

Der unumschränkte Monarch kann also nicht umhin, es mag ihm um das Wohl des Staats oder um seine eigene Sicherheit zu thun seyn, die Gesetze, die Regierungsform, das äussere Benehmen, die öffentlichen Einrichtungen, selbst die Ergötzlichkeiten zugleich mit den Sitten und Einsichten der Unterthanen zu ändern, wenn er nicht eine Staatskrankheit, nämlich ein rechtmäßiges Mißvergnügen der Nation erregen will, das durch den steigenden Misbrauch landesherrlicher Gewalt nur erhöhet, nie ausgerottet werden kann, und das sich von je her mit Rebellion geendiget hat, auch in Zukunft immer damit endigen wird.

Am allergefährlichsten ist es, wenn ein Monarch aus Leidenschaft oder Schwärmerey etwas schlechtes einführet, das vorher besser war. Der arbeitet mit Gewalt der Rebellion entgegen. Er hilft sich zwar mit zahllosen Verordnungen, Soldaten, Spionen und Grausamkeiten so lange er kann, verfehlt aber ganz gewiß seinen Zweck.

Dänemark konnte seine Bauern nicht noch ein Jahrhundert auf den Fuß der Leibeigenschaft erhalten, auf welchem sie mehrere Jahrhundert gestanden hatten. Eine plötzliche, unvorbereitete, abgedrungene Veränderung würde die größten Verwirrungen angerichtet haben, und wenn man sich zu dieser auch nicht hätte bequemen wollen, dann wäre eine Rebellion unausbleiblich gewesen. Die Regierung handelte also gerecht und weise zugleich, wie sie nach und nach, mit gehöriger Vorsicht und ohne übereilte gewaltsame Schritte, die Freiheit der Bauern vorbereitete und einführte; so wie sie weise und gerecht zugleich handelt, indem sie allen Gewissenszwang verabscheuet, die Preßfreyheit begünstiget und bescheidene Vorstellungen hört. Auf diese Art wäre sie auch ohne stehende Heere gegen alle Rebellion und Revolution ganz sicher, und es kann nur einem Schwärmer oder einem ganz Unwissenden einfallen, entweder aus jedem Fehler, den die Regierung begeht, den Untergang des Reichs zu weissagen, oder auch kleine, unbedeutende Localunruhen auf den in alle Europäer gefahrnen Insurrections- und Rebellionsteufel zu deuten.

Wenn die Erfahrung so vieler Jahrhunderte lehrt, daß jeder Regent der allgemeinen langsamen Revolution in Sitten und Kenntnissen folgen, seine Gesetze und seine Unternehmungen danach einrichten

und seinen Ton nach dem zeitigen Grad der Verfeinerung stimmen, oder eine gewaltsame Revolution eben so gewiß erwarten muß als der heutige Mensch eine Revolution in seinem Körper zu erwarten hätte, wenn er von Eicheln leben wollte, so ist es ja wol ganz überflüßig darüber zu streiten, ob eine Nation überall das Recht hat, seine Constitution zu ändern, oder wie weit es in seiner Insurrection gehen kann.

Wenn Millionen Menschen zu 100 andern Menschen sagen: wir wollen das so gehalten wissen, dann ist das Argumentiren des kleinen Haufens, über das Recht oder Unrecht des sehr großen Haufens, vergebene Mühe, und wenn man aus der Erfahrung weiß, daß die Millionen Menschen, die man Unterthanen nennt, viel, sehr viel über sich ergehen lassen, ehe sie sich widersetzen, daß sie aber auch das Letzte ganz gewiß thun, wenn man sie aufs äusserste treibt, so könnte man ohne alles Argumentiren, Declamiren und Deduciren den lieben Frieden dadurch erhalten, daß man aufmerksam auf die Stimme des Volks wäre, und entweder das Letzte sanftmüthig belehrte,*) wenn es sich irrte, oder auch seine Belehrung annähme, wenn es Recht hätte.

Gewiß

*) Die öffentlichen Lehrer können weit mehr zum Glücke des Menschen beytragen, als es vielleicht manche selbst glau-

Gewiß es wird, es kann keine Rebellion ohne Schuld der Regierung entstehen; und wenn auch die neueste Geschichte ein scheinbares Beyspiel vom Gegentheil in der Insurrection der Amerikaner liefert, so ist es erstens nur scheinbar, zweytens auf europäische Staaten nicht anwendbar, und drittens gerade das Einzige, wo eine gänzliche Revolution nicht dringend nothwendig war, und doch fast allgemein gebilliget wurde. Die Amerikaner hatten Ursache sich zu beschweren, aber nicht die Versöhnung bietende Hand ihrer Mutter ganz von sich zu stoßen. Die Amerikaner waren so entfernt vom Mutterlande, daß leicht Mißverständnisse zwischen beiden entstehen, aber nicht so leicht wieder gehoben werden konnten. Eine arglistige Politik hatte geheime Aufruhrstifter unter sie geschickt. Und eine große, mächtige, weit mehr wie sie mishandelte Nation, sprach, schrieb und sang von nichts

glauben, daher sollten auch vorzüglich diejenigen, die anerkannte Verdienste haben, aufmerksamer auf ihren Vortrag seyn. So ist es z. B. ordentlich schmerzhaft, von einem Mann wie Goeze im 2ten Theile p. 461 seines Nützlichen Allerley folgendes zu lesen:

"— Das thut ein König, den müßt ihr doch "gewiß für klüger halten, als alle seine Unterthanen, "sonst könnte er sie nicht regieren." Und das im Jahr 1788!

nichts als von Freyheit, wie die Amerikaner sich empört hatten, führte auch einen langen und schweren Krieg, um die Empörung zu unterstützen. Der Verfasser dieser Blätter war damals in Paris, und sagte einigen jungen Männern, die jetzt eifrige Jacobiner sind, Frankreich bände sich selbst eine Ruthe, es bräche sich selbst den Stab, indem es solche Beschwerden, wie die der Amerikaner gegen England, für hinreichend zur Insurrection erklärte. Wer den Finanzzustand unter Terrai, Turgot, Clugni, Taboureau und Necker hatte kennen lernen, der konnte ohne Prophet zu seyn vorhersagen, daß nun der Zeitpunct einer Revolution herannahete. Es hieß zwar, Frankreich sey gar nicht zu verderben, weil Ludwig der XIVte und Ludwig der XVte in 100 Jahren nicht damit zu Stande gekommen wären. — Es war aber würklich seinem Untergang nahe, wie es den amerikanischen Krieg anfing. Die jungen Männer glaubten, das sey eine ganz überflüssige Besorgniß, und sangen ihrem Grand Monarque eine Lobchanson unter den Mauern der Bastille, weil er den Amerikanern die Freyhit schenke. Sie, die nachher auf den Trümmern der Bastille ihre eigene Freyheit besangen, dem Hofe Hohn sprachen, und in ihrem gallischen Enthusiasmus alles umkehrten, alles aufhoben und alles regeneriren wollten.

Fünf und zwanzig Millionen Menschen wurden in dem schönsten, dem blühendsten Königreiche wie Lastthiere behandelt, die nur bestimmt zu seyn schienen den insolentesten Luxus des Hofes und der Günstlinge desselben, durch schwere Arbeit und unerschwingliche Auflagen zu unterhalten.

Grausame Gesetze und eine Schaudern erregende Criminaljustitz, erhielten das lustigste, das leichtsinnigste Volk in knechtischer Furcht, verstummten aber bey den schwersten Verbrechen der Vornehmen.

Weder schreiben noch sprechen, sondern nur singen durfte das lustige Volk wenn es bezahlte, seine Ketten geduldig trug und jede Tyranney erduldete. Schon vor mehr als hundert Jahren durfte ein Ausländer, der sich zum Premierminister und zum Kardinal hinaufgeheuchelt, geschlichen und gesündiget hatte, Mazarin, in seinem gebrochenen Dialect sagen:

laſſé les canter pourvou qu'ils payent.

Nichts war einem Großen leichter als den Bürger, der ihm misfiel ohne Proceß ins Gefängniß zu bringen und darin vergessen zu lassen.

Die Bastillen waren stets offene Schlünde des Despotismus, die jeden Verdächtigen, jeden unschuldig Gedrückten, der sich beklagte, jeden Aufgeklärten, der den Despoten nicht hold zu seyn schien, verschlangen.

Der schlechteste Pöbel ohne alles Talent, konnte sich ohne alles Verdienst zum großmächtigen Herrn erheben, wenn er nur schlecht genug dachte um der Tyrannei zu dienen, und hart genug war dem Aermsten das Bett, der Wittwe das Schärflein zu nehmen, um die Casse der Plutusse des Reichs zu füllen. Nach zwanzigjährigem Rauben und Wuchern bespritzte seine goldene Carosse denselbigen Unterrichter, der ihm vormals als einen Taugenicht aus seiner Heymath verwiesen hatte, und der bebänderte Marquis warb für seinen Sohn um die Tochter des Bösewichts, des Bösewichts, der nun durch seine Schätze und durch seine Verbindungen mächtig genug war den Unterrichter zu stürzen. Der Priester, der Bischof schwelgte von den Zehnten und Erstlingen, und war Blutigel des Volks das ihn lohnte, reichlich lohnte, um sein Lehrer, sein Rathgeber, sein Trostsprecher zu seyn.

Auf Rechnung der Nation, (denn sie mußte ja alles bezahlen) hielten sich die Könige und Minister nicht nur Maitressen, die im Angesichte des nothleidenden Volks Millionen verzehrten, sondern sie führten Kriege wenn es die Maitressen beschlossen hatten, und das Blut, wie das sauer erworbene Geld der 25 Millionen arbeitender Menschen floß, so oft es den müssigen verzehrenden Großen gefiel.

Welcher

Welcher Sclave, welcher Fürstenknecht ist so verwegen, zu behaupten, daß diese 25 Millionen Menschen das alles schweigend und duldend ertragen mußten?

Was sollten, was konnten sie anders thun als sich empören?

Vorstellungen machen? die wurden ja immer mit der Bastille oder mit dem Tode bestraft!

Dulden und auf bessere Zeiten harren? das war weit über 100 Jahre schon geschehen. Kinder waren den Eltern, und Eltern den Kindern entrissen worden; die Scheiterhaufen und Rabensteine rauchten von unschuldigem Blute, den Seegen des Himmels mußte das Volk im Schweisse seines Angesichts sammlen, ohne ihn selbst zu geniessen, um ihn seinen Blutigeln und seinen Tyrannen zu opfern.

Hier trat doch wohl endlich der Fall ein, wo eine Rebellion das letzte, das einzige Mittel des Volks zur Erhaltung seiner selbst war, und diese ist ja Pflicht. Sollte ein Mensch den andern tödten dürfen, um sein eigenes Leben zu erhalten, und 25 Millionen Menschen sollten nicht einige 100 Große absetzen dürfen, um sich und ihre Nachkommen vom eisernen Joche der drückendsten Tyrannei zu befreyen? Sie waren ja Nothgedrungen. Die Unordnung war ja so weit gediehen, daß der

Hof selbst einsahe und gestand, es könne so nicht mehr bestehen, er wisse sich nicht mehr zu helfen. Sollte etwa das Volk diese Erklärung nur mit devoter Aufopferung seines letzten Brodes beantworten, nichts weiter thun, als alles hingeben und das Joch wieder aufhalsen?

Wer das behaupten kann, wird nie der Freund eines biedern Mannes werden; es sey denn, daß es beiden an Menschenverstand fehle.

Mußte aber die Rebellion mit Grausamkeiten verunreiniget werden? Mußte man alles aus seinem Gleise stoßen? Mußte man gesunde Glieder zugleich mit den schadhaften amputiren, und eine Verwirrung anrichten, die vielleicht eine neue Revolution nöthig machen wird?

Das hätte man freylich nicht thun sollen, und das würden auch die 25 Millionen Menschen nicht gethan haben, wenn die mehresten unter ihnen kaltblütige Philosophen gewesen wären. Ein großes, so arg und so lange mishandeltes Volk konnte aber im ersten Tumult nicht anders handeln, weil es nur fühlte, daß es durchaus rebelliren mußte, und nicht wußte, wie es rebelliren sollte, um glücklicher zu werden.

Ist es nicht die Schuld der Tyrannen, der Aristokraten und der Pfaffen, daß das Volk auf alle die Irrwege gerathen ist, die es betreten hat?

Vom

Vom Pöbel fordert man Aufklärung, Mäßigung, Billigkeit, Staatsklugheit; und den Regenten, den Minister, den Volkslehrer, der von diesem allen nichts weiß und nichts wissen will, bedauert und entschuldiget man. Das Parlament von Toulouse handelt doch wohl strafbarer bey dem Justizmorde des Calas, als die Fischweiber und der Straßenpöbel bey seinen Ermordungen am Laternenpfahl?

Alle Schröckenscenen der heutigen französischen Revolution, die gleichwol von Aristokraten und aristokratisch Gesinnten übertrieben werden, wären unterblieben, wenn der Hof selbst eine sanfte Revolution durch Einschränkung des Luxus, des Adels und der Clerisey beliebt hätte, und demnach ist der Hof, der Adel und die Clerisey allein Schuld an allen vorgegangenen wie an allen vielleicht noch zu erwartenden Greueln.

Hätte der Hof seine Pflicht gethan, erst die Achtung des Volks erworben und dann die Stände des Reichs berufen, wie wohlthätig hätte diese vom Hofe selbst vorbereitete Wiedergeburt des zerrütteten Reichs nicht werden müssen? — Nun, da er seiner eigenen und selbst fremden Nationen durch asiatisches und sardanapolisches Betragen verächtlich geworden war; nun, da er die Stände des Reichs nur aus Noth versammelte, weil weder

er

er noch seine Ministres remplis d'esprit sich zu helfen wußten; nun, da es augenscheinlich war daß er gar nicht das Glück des Volks, sondern blos Hülfe und Rettung in dringender Geldnoth beabsichtigte: — nun konnte es auch nicht fehlen daß die ganze Verfassung über den Haufen ging. Am gewissesten mußte das geschehen wie man Truppen versammelte und das stehende Heer misbrauchen wolte, um die Nation die es bezahlte zu unterjochen.

Nächstdem hat man bis jetzt noch nicht Ursache über die Zahl der Opfer zu klagen, die bey dieser großen nnd wichtigen Revolution gefallen sind. Ganz begreiflich ist es, daß sie mit der Größe des Staats und der Menge des Volks im Verhältniß stehen muß, und daß bey einem allgemeinen Aufstande der Franzosen mehr Unordnungen vorgehen müssen, als bey einem Aufstande in Lüttich. Der Pöbel ist überall Pöbel, und es ist immer noch zu bewundern, daß in einer Hauptstadt, die siebenmal so viel Menschen enthielt als Hamburg, die über 100 Jahr unter dem eisernen Zepter des schröcklichsten Despotismus seufzte, bey der plötzlichsten und unerwartesten Revolution nicht noch weit mehr Grausamkeiten vorgefallen sind. Nirgends mishandelten die Glücksritter der Finanzen oder die Glücksritter des Zufalles der Geburt,

den

den Pöbel so arg wie in Paris. Keine europäische Stadt das einzige London ausgenommen, enthält so vielen Pöbel als Paris, und doch ist dieser Pöbel gutmüthig genug dem Könige und der Königin ein Vivat zuzurufen, so bald sie sich nur ein wenig herablassen, wenn auch ihre Herablassung weit mehr Frucht der Despotenangst als der majestätischen Menschenliebe ist.

Welche Totalrevolution in Europa ist denn wol so ganz methodisch zugegangen wie die Zeloten der Französischen in so vielen Schriften, Aufsätzen, Erörterungen und Declamationen verlangen, daß es bey dieser hätte zugehen sollen?

Wurde Christian der IIte ohne Blutvergießen abgesetzt? Floß es nicht unter Cromwell? Strömte es nicht nach Heinrich des IIIten Tode? Behaupteten die Bataver ihre Moräste ohne Krieg? War nicht die Wahl jedes polnischen Königs das Signal zu bürgerlichen Unruhen? Kostete nicht die Freyheit der Amerikaner, oder besser gesagt, eines Ministers fehlerhaftes Benehmen bey der Stempeltaxe und der Theeinpost weit mehr Blut? Waren die Insurgenten in den Niederlanden bessere Juristen, kältere Köpfe, mäßiger denkende Philosophen, als die nach langer Despotie plötzlich ihrer Fesseln entledigten Franzosen?

Aber

Aber die Nationalversammlung, die 1200 Gesetzgeber hätten klüger zu Werke gehen sollen? Das wäre wol zu wünschen gewesen. Es ist nur die Frage, ob sie das unter den damaligen Umständen auch konnten, ob sie nicht den herschenden Neigungen des Volks nachgeben mußten, und ob es nicht jeder so zahlreichen Versammlung in so sehr mislicher Lage begegnen würde, durch Mehrheit der Stimmen manches zu beschließen, das nach langer, kalter, unpartheyischer Untersuchung für schädlich, ungerecht oder widersprechend erklärt werden müste?

Am allergewissesten ist es, daß der Hof, die Edelleute und die Clerisey, allem Unglücke hätten vorbeugen können, wenn sie sich bey der ersten Gährung nachgiebiger, billiger, patriotischer gezeigt hätten. Die erschlichene die usurpirte Gewalt, mußte der Hof aus eigenem freyen Antriebe in die Hände der Nation zurückgeben, eine auf gewisse Zeitpuncte festgesetzte Zusammenberufung der Stände anbieten, den Adel allen Abgaben unterwerfen, die Clerisey zu den Bedürfnissen des Staats mehr beytragen lassen, das Justizwesen nebst vielen Misbräuchen reformiren. Statt dessen zog er Truppen zusammen, wodurch seine Furcht offenbar wurde, und sprach aus dem Tone tel est notre plaisir, wodurch er empörte.

Ant

Am meisten schadete er sich durch seine mislungene Flucht.

Ohne ein politischer Prophet zu seyn, hätte er vorhersehen können, daß durch das seltsame, muthlose, unanständige Wegschleichen, nichts weiteres erhalten werden konnte, wenn es gelang, als ein bürgerlicher Krieg, der gewiß übel ablaufen mußte, wenn der größte Theil der Nation gegen ihn die Waffen ergrif und die Geldbörse für ihn verschloß: mislang aber die Flucht, so war der Verlust seines noch übrigen Ansehens eine unausbleibliche Folge.

Wie groß konnte der König handeln, und wie gewiß konnte er alle Herzen für sich einnehmen, wenn er, anstatt heimlich die Flucht zu nehmen, damals schon wie seine Abreise nach St. Cloud verhindert wurde, mit männlichem Anstande in der Nationalversammlung erschienen wäre, und gesagt hätte — "Ich erkläre hiemit die Nation für frey —
"Eure Wünsche sind erfüllt, Franzosen! Ich selbst
"wünsche euch Glück zu der Constitution! ich selbst
"liebe sie, und zum Beweise daß ich m in bisheri-
"ges übergroßes Ansehen für das Beste meiner
"Nation gerne in engere Gränzen einschränken lasse,
"diene diese jetzige feyerliche Erklärung, daß ich auch
"frey seyn will so gut wie ihr, und daß ich euch meine
"Krone vor die Füße werfe, um als freyer Bürger
"zu leben, so bald ihr euch erkühnen werdet, mich

"als einen gefangenen König zu behandeln, ich ver-
"stehe die Kunst, ohne Krone glücklich zu leben, und
"ich habe den Muth, auch für meine eigene Frey-
"heit zu sterben, so wie ich bereit bin, es für die
"Eurige zu thun. Das ist mein fester, unwandel-
"barer Entschluß, und jetzt fahre ich gleich nach St.
"Cloud, weil ich frey bin und frey seyn will."

Auf die Frage: was aus der Verwirrung in Frankreich noch entstehen wird? kann der seichteste Kopf ohne alles prophetische Talent antworten: es kann nicht so bleiben, wie es ist! denn das ist bey allen menschlichen Einrichtungen der Fall. So viel scheint indessen höchstwahrscheinlich, daß ein Banquerott, wenn er auch noch säuberlich modificirt werden sollte, nicht wohl zu vermeiden steht, daß die alte despotische Regierungsform nicht wieder hergestellt werden kann, und daß die Revolution bey allen ihren Schwächen, wie die Ausschweifung des Pöbels, bey aller ihrer Abscheuligkeit, ein für ganz Europa sehr nützliches, heilsames und lehrreiches Beispiel ist. Ein Landesherr, der Gewissens- und Preßzwang einführen will, um sein eigenes, unmoralisches Betragen bey dem unbestechbaren Richter der Könige wieder gut zu machen, und der in der thörigten Meynung, er sey ein Ebenbild der Gottheit, sich erkühnt Rechtsfragen durch Machtsprüche zu entscheiden, der erinnere sich der französischen Revolution, und thue aus Furcht was er aus Gerechtigkeitsliebe thun sollte!

Nach-

Nachtrag.

Seit Erscheinung der ersten Auflage hat sich so manches auf dem politischen Schauplatze verändert, und so manches unerwartete, dem Layen ganz unerklärbare zugetragen, daß man gewiß nicht läugnen kann, die bekannte Weissagung: es könne nicht so bleiben, wie es ist, sey in Erfüllung gegangen.

Jedem in die Staatsgeheimnisse der Cabinette uneingeweihten aber unbefangenen Zuschauer war eine Coalition gegen Frankreichs Freiheit unwahrscheinlich, weil weder der Ersatz noch der Gewinst einer solchen Unternehmung abzusehen war; und dennoch rücken jetzt nicht nur zwey große Mächte gegen das zerrüttete Reich an, sondern fordern auch öffentlich andere Mächte zur Theilnahme an diesem seltsamen Krieg auf.

Jeder treue Däne muß dabey die Weisheit seines Hofes preisen, der auch aufgefordert wurde, aber erklärte: Der König habe Pflichten gegen sein Volk, die ihn abhielten, den Wunsch zweier Höfe, die er sehr hochachte, zu erfüllen.

Der Krieg gegen Oesterreich, den der König der Franzosen selbst vorgeschlagen hat, scheint im mindesten nicht nothwendig gewesen zu seyn. Die Coblentzer *) Emigranten hatten eigentlich weder

*) Man lese Seite 83 des vortreflichen politischen Glaubensbekenntnisses, mit Hinsicht auf die französische Revolution, vom Freiherrn Knigge.

Armee noch Geschütz, weder Festungen noch Geld, noch Platz, um sich zu formiren; es ist demnach die ängstliche Thorheit der Jacobiner unbegreiflich, gegen ein solches Häuflein große Heere auszurüsten, und sich desfals mit dem mächtigsten Nachbaren in einen Krieg einzulassen. Den Emigranten konnte wol kein grösserer Gefallen erzeigt werden: denn durch diese verkehrte Maaßregel erhielten sie das Ansehen, die Consistenz und die günstigen Aussichten, die ihnen noch ganz fehlten. Es war so leicht, ihre Güter und Einkünfte einzuziehen; die aufrührischen und unbeeidigten Pfaffen sammt und sonders in ihr eigentliches Vaterland, den Kirchenstaat zu bringen, wie es vormals Spanien mit seinen Jesuiten machte, und den unausbleiblichen Zeitpunkt abzuwarten, da die großen Herren müde seyn würden, die bodenlose Geldcasse der französischen Prinzen zu füllen. Es müssen also wohl die enragés eine neue, ganz republicanische Revolution im Sinne gehabt haben, wie es auch so manche wüthende Declamation im Jacobinerclub deutlich genug zu erkennen giebt.

Mit den mehresten fremden Höfen war man ja beynahe aufs Reine; die Aristocraten schienen schon Muth und Hofnung zu verlieren, in ihrem eigenem Hause hatten die Franzosen noch so gewaltig viel zu thun, und der Geldvorrath war so zweideutig, der Cours der Assignate so schlecht, daß es im höchsten Grade ungereimt zu seyn scheint, in einem solchen Augenblicke, unter solchen Umständen, und um solcher Ursachen willen einer großen Macht den

Krieg erklärt zu haben, die vielleicht selbst den Frieden wünschte. Noch auffallender war dem Layen das Benehmen des Königs der Franzosen, (oder seiner Rathgeber, fals er selbst ohne Arg gewesen ist,) der kurz vorher heimlich entweichen wollte, und sich kurz nachher eine sehr verdächtige Leibwache anschafte, da er, der gefällige Gemahl einer österreichisch und aristocratisch gesinnten Erzherzogin — den Krieg gegen Oesterreich — selbst vorschlug.

Dieser Krieg war freylich das einzige noch übrige, unversuchte, aber höchst grausame Mittel, die Oesterreicher und Emigranten mit gewafneter Hand nach Frankreich zu bringen, und wenn sie die Oberhand behielten, eine Contrerevolution zu bewirken. Als ein solches Mittel schlug es aber der König nicht vor; als ein solches wurde es von der Nationalversammlung nicht genehmiget, und man muß sich wundern, daß kein Jacobiner den Fallstrick ahndete; da doch der ganze Club so mistrauisch war, und allgemeines Mistrauen zu verbreiten suchte. Er misbilligte jede Maaßregel des Hofes; er schwärzte jede seiner Unternehmungen mit offenbarer Gehässigkeit an, und klatschte dem einzigen Vorschlage Beifall zu, der der Freiheit würklich gefährlich werden konnte.

Das aller Auffallenste dieser unerklärbaren Ereignisse ist aber wol der thätige Antheil den Preussen an der Fehde nimmt; ein Antheil, der, dem Anschein nach, weder durch Eroberungen noch durch Bezahlung der Kriegeskosten ersetzt werden kann; wenigstens mögte der Laye die Summen,

die desfals schon aus dem preußischen Schatz geflossen sind und künftig noch fliessen werden, den Vortheilen vorziehen, die aus dieser Unternehmung erwachsen werden. Gewiß! wenn Friederich der Einzige jetzt von den Todten erwachte, er selbst müßte gestehen: daß es nicht so geblieben ist, wie es war!

Wird preußisches Blut vergossen, so bleibt dem Ignoranten in der Politik durchaus nichts übrig, als in verba magistri Panglos zu schwören, und sich die Gewalt anzuthun, blindlings an das politische Gleichgewicht zu glauben; denn begreiffen läßt es sich nicht, warum der Caschube, der Märker, der Schlesier, Heu- und Kornerdte versäumen, Weib und Kind verlassen, sein sauer erworbenes Geld in die Rheingegenden tragen, und in Frankreich bluten soll. Doch wol nicht, weil 25 Millionen weit entfernte Menschen sich nicht länger von einigen Ducs, Marquis, Vicomtes und Monseigneurs wolten tyrannisiren lassen, und weil unter dem riesenmäßigen Emporstreben dieses zahlreichen Volkes, ein Club in der Hauptstadt Sottisen machte?

Den Vätern dieser Ducs und Marquis bekam ihre zwecklose, unpolitische Wanderung bis zu den Ufern der Saale nicht gar wohl; wer weis, wie den Söhnen der Sieger bei Rosbach ihre Wanderung bekommen kann?

Der letzte Versuch, den die enragés wagten, mit Gewalt in des Königes Wohnung zu dringen, und ihm die Sanction zweier Nationaldecrete abzudringen, ist im eigentlichen Verstande des

Wortes

Wortes ein cas pendable, der den unbefangenen Zuschauer eben so sehr empört, als ihn die unerwartete Standhaftigkeit des Königes zur Bewunderung hinreißt. Könnte man die Urheber jenes Scandals ausfündig machen, und ihre böse Absicht erweisen, so würde selbst der eifrigste Patriot sich nicht weigern können, den Stab über sie zu brechen, ohne seinen Kopf oder sein Herz verdächtig zu machen. Hiebey dringt sich aber dem Beobachter, dem es mehr um Wahrheit, mehr um Kenntniß des menschlichen Herzens als um Neuigkeiten des Tages zu thun ist, eine Reflection auf, die bey allen künftigen Revolutionen anwendbar seyn mögte.

Einige tausend Menschen vom Pöbel erbrechen des Königes Gemach, fordern mit Ungestüm und Brutalität eine Sache, die sie auf keine Weise zu fordern berechtiget sind, zeigen offenbar die Absicht, das zu erzwingen, was sie wünschen, und wie der durch den Despotismus seiner Minister, durch die Verschwendung seiner Blutsfreunde, durch sein eigenes heimliches Entweichen, und durch die Wahl seiner neuen Leibwache würklich sehr verhaßte und verdächtige König sich männlich und standhaft weigert — fühlt doch der rohe Haufen daß er Unrecht hat, und ziehet ab, ohne eine Schandthat zu begehen, zu welcher er verführt und entschlossen gewesen zu seyn scheint. Also mögte wohl der einzelne, wehrlose, aber entschlossene Mann, bey muthiger Behauptung seines Rechts, selbst in der größten Gefahr des Tumults weniger zu befürchten haben, als der Mächtige, der hinter

einem Wald von Bajonetten und Canonen das unbewafnete Volk mit Machtsprüchen und Bedrückungen tyrannisirt.

Bedenkt man dabey, daß alle diese Scenen, alle Laternenpfahlexecutionen, und der jetzige Krieg selbst, ganz gewiß unterblieben wären, wenn Ludewig der XVIte, oder seine Minister erwogen hätten, daß die Zeiten Carl des IXten nicht mehr sind; daß unsere Sitten sich mit dem Despotismus der finstern Zeiten nicht mehr vertragen, daß König und Pabst sich nicht, wie ehemals, mit Schwerdt und Bannbullen unterstützen, und durch Coalition des weltlichen und geistlichen Arms unüberwindlich machen können; bedenkt man, daß eben die wohlthätige Aufklärung, die das Volk seine Menschenrechte kennen lehrte, auch die Regenten ihre Vaterpflichten lehrte; so kann man nicht umhin, alle Greuel der Anarchie, alles vergossene Blut auf Rechnung solcher Regenten und Minister zu schreiben, die blind oder verwegen genug waren, der oft verläumdeten, nun nicht mehr zu unterdrückenden Aufklärung das Unheil anzulügen, was sie selbst angesponnen hatten, und dann auch selbst mit tragen mußten. —

Die Aufklärung ist eine Tochter, eine Gabe des Himmels; und wer ihr Hohn spricht, der lästert Gott!

Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte sowol, wie alles, was jetzt in verschiedenen Staaten Europa's vorgehet, bestätiget den Satz: daß kein, einmal zur bürgerlichen Ordnung gediehenes Volk rebelliert hat, noch rebellieren

wird,

wird, wenn der Regent sich keine Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen läßt; wenn er sich bequemt, seine Gesetze selbst zu befolgen, und sie sowol wie alle seine Unternehmungen und sein Betragen, den Sitten und der Cultur der Nation und des Zeitalters gemäß einzurichten. Eine solche sanfte, unmerkliche, langsame Revolution wird ohne Blutvergiessen und ohne Ausgelassenheit, unter stets zunehmendem Frohsinn des Volks, das rauheste Land fruchtbar machen, und seinen anfänglich stumpfsinnigen Bewohnern den Grad der Verfeinerung geben, der erforderlich ist, um dem Fürsten sowol wie dem ärmsten Bauern, jedem Verhältnißmäßig, das Leben und den Tod zu versüssen.

Nach diesen Grundsätzen handelte Stanislaus Poniatowski von Pohlen, den der Verfasser dieser Blätter vor mehr als zwanzig Jahren beobachten zu können und kennen zu lernen das Glück hatte.

Wäre er als Königs Sohn und als Thronerbe, nach damals herschenden Vorurtheilen erzogen worden, schwerlich würde er, bey allen Gaben die ihm die Natur verliehen hat, den Muth, die Klugheit und die Einsicht erworben haben, die erforderlich waren, ihn durch alle gefahrvolle Hindernisse hindurch zu führen, die ihm von fremden Nationen und von seiner eigenen so lange in den Weg gelegt worden sind, bis letztere seine Tugenden schätzen, und in eben dem König den Vater des Volks bewundern lernte, den sie blind, thörigt, grausam genug gewesen war, aufzuheben und ermorden zu wollen.

Er hat den ehrenvollen Kampf der Tugend gegen Zwietracht und Eigennutz bestanden. Er hat den herrlichsten aller Siege erfochten. Er hat weder die Liebe seiner Nation mit Geld erkauft, noch ihren Gehorsam mit dem Schwerdte erzwungen, sondern beides durch ein beharrliches Gutseyn verdienet.

Sein bleibe auch der königliche Lohn, von seinem Volke geliebt zu werden, und hat es die Vorsehung beschlossen, daß er bluten und fallen soll für die Freiheit, für das künftige unausbleibliche Wohl dieser großen, durch ihn so augenscheinlich veredelten Nation; so wird er doch mit dem süßen Bewußtseyn in eine bessere Welt übergehen, daß er Millionen, adliche und bürgerliche Menschen, wahre Freiheit kennen, und wechselseitige Bruderliebe empfinden lehrte, daß er sie von einer Sclaverey befreyte, die Myriaden Sclaven nie wieder einführen können, wenn sie auch siegen und auf kurze Zeit unterjochen?

Als ein nicht bemittelter Edelmann stieg er auf einen Thron, den mächtige Fürsten nicht behaupten konnten, den fehlerhafte Gesetze und alte Gewohnheiten stets zum Gegenstand des wüthensten Ehrgeizes der Piasten machten, den zwar freye Wahl ertheilen sollte, den aber von jeher, Cabale und Einfluß fremder Hülfe, bald verschenkt, bald verkauft und fast immer entehrt hatten.

Das widersinnige Hauptgrundgesetz der Unanimität, der schröcklichste Aristokratismus rasender Freiheitsschreyer, ausserordentliche Macht stolzer, uncivilisirter Magnaten, knechtische Sclaverey

rey des Volks, Religionsverfolgungen, stete bürgerliche Kriege, höchster Luxus, gepaart mit der bittersten Armuth, Mangel eines Mittelstandes, guter Sitten und schöner Künste: alles dieses zerrüttete, zerfleischte das große fruchtbare Reich, und machte es zu eben der Zeit zur Mördergrube, da sich doch verschiedene Völker von seinem Ueberfluß an Naturproducten nährten.

Ein rußisches Heer war gleichsam angesiedelt, und störte eben so oft die Maaßregeln des Königs als es die vielen, gegen ihn, gegen Rußland und gegen die Dissidenten bewafneten Conföderationen besiegte, vertilgte, und ohne Vorwissen seiner großen Monarchin plünderte, mordete oder kopfweise verkaufte.

Der Hydra gleich, entstanden immer zwey solche Conföderationen an dem einen Ende Pohlens, wenn am anderen eine über den Styx oder über die Gränze gefördert wurde.

Handel und Wandel, Credit und Geld, Justitz und öffentliche Sicherheit, alles war dem Zufall, der Gewalt oder dem Betrug preis gegeben.

Der Wucher vieler Tausend stets verfolgter, dem Viehe gleich geachteter Juden war unermeßlich, und der Reitz des Goldes bey diesem furchtsamen Volke doch so groß, daß es da wohnte, reiste, handelte, ja so gar bürgerliche Gewerbe trieb, wo der Todschlag eines Juden mit wenigen Gulden abgebüßt werden konnte.

Die gewöhnlichen, gesetzmäßigen Zinsen waren zehn von Hundert des Jahres, und die Münze war theils fremd, theils falsch, theils gekippt.

Gegen

Gegen Schlachtschützen war fast in keinem Falle auf dem Wege Rechtens etwas auszurichten. Gegen Bauern und Juden bediente sich jeder der Selbsthülfe, und die Klagen der Aermeren fanden gar kein Gehör.

Ohne Waffen wagte man sich kaum am Tage, des Abends aber nie auf die Straße der nicht erleuchteten nur halb gepflasterten Hauptstadt; und was characterisirt wol mehr den Mangel öffentlicher Sicherheit, als daß es ohngefähr 20 Räubern gelingen konnte, um zehn Uhr des Abends in der Mitte der Stadt, die Kutsche des Königes anzufallen, den König zu mishandeln und ihn zu entführen.

Gleichwol war der päbstliche Nuntius Durini sehr eifrig besorgt für die Reinigkeit der Lehre, predigte fromme Verfolgungen gegen Ungläubige und Ketzer, erhielt das Ansehen des geringsten Capuciners aufrecht, und versammelte am Altar zu Czenstochof die andächtigen Kinder der Kirche, die bestimmet und berufen waren, die Stadt zu überrumpeln, welches auch gelang.

Die Musen waren entflohen aus einem Lande das die Furien in Besitz genommen hatten. Die Waage und das Schwerdt der Gerechtigkeit waren zerbrochen; die Göttin selbst bedurfte ihrer Binde nicht mehr, um sich vor Partheiligkeit zu schützen, denn sie wurde nie befragt, desto nothwendiger war sie ihr, um ihren Blicken das traurige Schauspiel vieler tausend Unschuldiger zu entziehen, die unter den Hieben des Kantschus ihr Blut vergiessen mußten,

so oft ein Guts- oder Hausherr im Rausch oder im Zorn, diese Marter eigenmächtig über sie verhängte.

Diese schröckliche Verwirrung endigte sich mit der berüchtigten Theilung des Landes, von welchem drey mächtige Nachbaren sich ansehnliche Provinzen zueigneten; für die sogenannten freyen Pohlen, die dadurch aus Republicanern Unterthanen eines Monarchen wurden, war diese Theilung in so fern noch wohlthätig, daß sie doch von den aufgedrungenen Herren einigen Schutz und Sicherheit für baares Geld, für Abgaben, die das Drittel ihrer Einkünfte betrugen, erhielten.

Dieser Zustand des Reichs war doch nicht die Folge der Aufklärung; denn damals dämmerte es noch nicht in Pohlen.

Wer mag dem Könige einen solchen Thron wol beneiden? Gewiß nicht der, der ihn so oft bekümmert, so oft bis zu Thränen gerührt gesehen hat, der Zeuge seiner Leiden, seiner rastlosen Thätigkeit und seiner beharrlichen Geduld gewesen ist.

Wie oft vereitelte nicht die Heftigkeit oder der Eigennutz der Großen des Reichs, und vorzüglich der Geistlichkeit, das, was er mit vieler Mühe bey fremden Höfen eingeleitet hatte, und dann erbitterte wieder das harte Benehmen fremder Abgesandten die kaum besänftigten Magnaten.

Die Finanzen des Reichs waren in der größten Unordnung. Die wohlthätige, freigebige Hand des vortreflichen Königes that manchen Fehlgrif in

seine

seine oft erschöpfte Privatcasse. Er litt mehr als der Unglückliche dem er helffen wollte, wenn er alles hingab was er hatte, und glaubte es sey nicht genug.

Haben Verunglimpfungen anonymer Schriftsteller beym Publiko zuweilen Eingang finden können, warum sollte es nicht auch unverdächtigem Lobe Glauben beymessen, wenn ein Augenzeuge bey allem was heilig ist versichert, daß weder Luxus noch Schwelgerey, sondern allein Wohlthätigkeit und edle Sorgfalt, durch Aufmunterung der Künste und Wissenschaften seine Nation zu bilden und zu verfeinern, ihn gezwungen haben, Schulden zu machen, die sie auch nachher ohne Widerrede bezahlte?

Er legte den Grund zu der geräuschlosen Revolution, zu der gerechten Anerkennung der Rechte des bürgerlichen Standes, dadurch, daß er selbst allem königlichen Großthun entsagte, mit sanftmüthiger Belehrung die heftigsten Anreden erwiderte, fremde Künstler herbey rief und unterstützte, mitten im Gedränge der mislichsten Staatsgeschäfte den Wissenschaften seine Verehrung zollte, ohne alles fade Ceremoniel klugen Männern den Zutritt zu seiner Tafel oder zu seinem kleinen gesellschaftlichen Zirkel verstattete, und seinem Volke das Beyspiel der Weisheit und Tugend, der Urbanität und der Nächstenliebe gab.

Ein solches Betragen mußte bey einer Nation, die so sehr empfänglich für alles Edle und Große ist, die nur durch Anarchie, rauhe Sitten und fremden Bedruck verwildert war, nothwendig wirken. In

jenen Augenblicken der allgemeinen Verwirrung, da die Mächtigsten des Reichs vor Wuth schäumeten, wenn man von brüderlicher Duldung der Dissidenten, oder von Abschaffung der Unanimität sprach, und höhnisch lachten, wenn man der Menschenrechte des leibeigenen Bauern erwähnte, hätte man es ohne Scepticismus für unmöglich halten können, daß dieselbe Nation in zwanzig Jahren, ohne Blutvergiessen, ohne Unruhen, eine auf Menschenliebe gegründete Constitution annehmen würde.

Und nun sollen die freyen Pohlen das Recht, sich einer dem andern brüderlich zu begegnen, auch noch mit den Waffen behaupten, sollen nach so vielen bürgerlichen Kriegen und Verfolgungen, auch noch die Erlaubniß, friedlich und ruhig zu leben, mit dem Schwerdte erkämpfen, sollen sich gegen eine überlegene Macht vertheidigen, weil sie eine bessere Verfassung und bessere Gesetze angenommen haben, als die waren, die ihnen vorgeschrieben wurden, wie sie noch eines Vormundes bedurften. Lehren die Beyspiele jetziger Zeit nicht Könige, Fürsten, Aristocraten und Obrigkeiten, daß es ihre Pflicht ist, bey den täglichen Fortschritten des menschlichen Verstandes sich selbst und ihre Gesetze zu reformiren, sich bloß das Glück der Menschen, nicht Macht und Allgewalt zum Ziel zu setzen, und daß die Wahrheit, (dank sey es der Buchdruckerey und Luthern!) weder durch stehende Heere noch durch geistliche Inquisitionen unterdrückt werden kann; so haben die künftigen Tyrannen es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie nach hundert Jahren, wie einst

einst der andächtige, despotische Kayser Heinrich der IVte werden sagen müßen:

Ecce destitutus regno decidi a spe; nihil mihi utilius est quam renuntiare militiæ. Da ergo mihi præbendam; novi enim litteras, & possum adhuc subservire choro.

"" Aber man darf gewisse Wahrheiten eben so "" wenig laut predigen, als man kleinen Kindern "" Messer und Scheeren in die Hand geben darf!"" " Wer hat Euch das glauben gemacht? Aechte Wahr- " heiten können unbrauchbare Werkzeuge für Un- " mündige, aber nie in eines Menschen Hand gefähr- " liche Waffen seyn. Das Gegentheil haben von jeher " nur solche Leute behauptet, die ihren schändlichen " Vortheil bey der Verfinsterung finden (oder " Schwache.) Schade um die elende Glückseligkeit " die auf Lügen und Vorurtheilen beruht! Täuschung " selige Täuschung! — Das ist eine Dichter-Phrasis, " und mag beim Liebeln und Empfindeln gar ange- " nehme Dienste thun; aber wo es heilige Menschen- " rechte und zeitliche und ewige Glükseligkeit gilt; " da hat kein Mensch, kein Engel das Recht, uns " zu täuschen!"

(Siehe des Freiherrn Knigge politisches Glaubensbekenntniß mit Hinsicht auf die französische Revolution und deren Folgen, Seite 145 und 146.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmettau, Woldemar Friedrich

Patriotische Gedanken eines Dänen über stehende Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevolution

S.l. 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Stw 2348
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11282334-5
VD18 10420479-007